

Stefanie Reich

DAS
LETZTE LICHT
DER MAGIE

Geboren aus Schmerz und Wahrheit

Roman

Copyright © 2026 Stefanie Reich

Alle Rechte vorbehalten.

Stefanie Reich
c/o IP-Management #11049
Ludwig-Erhard-Str. 18
20459 Hamburg

www.stefaniereich.de

Tiktok: stefanie.reich.autorin
Instagram: stefanie.reich.autorin

Veröffentlicht über Amazon KDP

WIDMUNG

Für alle,
die nachts wach liegen und träumen –
trotz allem.

Für jene, die vergessen haben, wie viel in ihnen brennt.
Und für die, die noch nie aufgehört haben,
nach der Flamme in sich zu suchen.

Gib dich nie auf.
Denn manchmal braucht es nur
einen einzigen Schritt durch die Dunkelheit,
damit etwas Neues beginnt.



INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	1
Fünf Jahre später.....	3
Moder	9
Zug des Grauens.....	12
Dorf	19
Grenzland	22
Verflucht	25
Stein	30
Unterirdisch	33
Zerbrochen	36
Vorsprung.....	40
Mooshaar	43
Stille.....	48
Panik	49
Falscher Schritt.....	55
Blase.....	58
Vereint.....	64
Riss.....	69
Erleichterung.....	73
Leben	77
Gedanken.....	82
Pfeil und Bogen.....	87
Blutgier	89

Kraft.....	92
Fluss	97
Nebel.....	100
Nichts.....	103
Trugschluss	108
Atemzug	114
Sonnenstand.....	117
Erde, Wurzel, Stein, Wasser und Luft.....	121
Pilzkathedrale.....	128
Stimmung	132
Schutz.....	137
Loch	141
Traum.....	144
Schwester.....	148
Licht und Schatten	153
Richtung	158
Wiegelied	161
Rätsel.....	164
Schuld.....	169
Entschlossen	173
Atmosphäre.....	177
Elarion	183
Verfallen	186
Wut.....	192
Mauer	195
Präsenz.....	198
Versteckt.....	201

Tränen	204
Es ist Zeit.....	207
Realität.....	212
Ungeduld.....	216
Mädchen.....	219
Leben	223
Gefühl.....	228
Anfang.....	232
Die letzte Lektion	239
Klarheit.....	242
Tempel.....	245
Seele	249
Flamme.....	254
Zerstört.....	260
Es ist vorbei.....	263
Enttäuschung.....	266
Wunder.....	269
Verflucht	275
Magie	280
Dunkelheit	283
Totenfelder	290
Vertrauen	296
Minuten	300
Hass	303
See	307
Floß.....	314
Gleichgewicht.....	318

Leiber	322
Leer.....	326
Bilder.....	330
Symbol	335
Heldenmut.....	340
Illusion	344
Schauspieler.....	351
Beulen	354
Verrat	358
Hass.....	362
Ohnmacht	367
Flucht.....	370
Bitte	375
Gefühl.....	379
Eingesperrt.....	382
Vorahnung	384
Portal.....	387
Vellok.....	392
Epilog.....	396
DANKSAGUNG	399
ÜBER DEN AUTOR.....	401

Prolog

Es war jener Moment zwischen Nacht und Morgen, in dem die Welt den Atem anzuhalten schien, als würde sie für einen winzigen Augenblick vergessen, sich zu drehen. Lin wurde wach, weil etwas nicht stimmte. Nicht laut, nicht greifbar. Es war eher ein Gefühl, wie ein Riss in der Stille, ein Schatten am Rande des Bewusstseins.

Dann hörte sie es.

Ein Laut, irgendwo zwischen Wimmern und panischem Schrei, der sich durch die Dunkelheit schnitt wie ein kalter Windstoß.

Sie riss die Decke zur Seite und stolperte barfuß durch den Flur. Der Boden unter ihren Füßen war eiskalt, die Luft still und schwer.

Die Tür stand offen.

Draußen, in der dichten Dunkelheit, flackerte Licht, unwirklich, fremd, wie aus einer anderen Welt herübergeweht.

Und dann sah sie ihn.

Einen Wagen, gezogen von zwei Kreaturen, die vielleicht einst Pferde gewesen waren, jetzt jedoch aussahen, als hätte der Tod ihnen seine Gestalt geliehen. Ihre Augen leuchteten gespenstisch, die Flanken waren eingefallen, die Bewegungen ruckartig und falsch.

Der Wagen war alt, aus dunklem, rissigem Holz, mit goldverzierten Bögen und merkwürdige fliegenden Lichter, die in wirren Farben glommen, wie der Albtraum eines fahrenden Zirkus. Hinter Gitterstäben kauerten Kinder, leise, blass, gebrochen.

Inmitten all dessen war Tian.

Ihr kleiner Bruder, kaum vier Jahre alt, wurde von einer hochgewachsenen Kreatur mit grauenhafter Fratze auf den Wagen gezogen. Seine Haut spannte sich pergamentartig über die Knochen, die Augen waren tiefschwarz, der Mund zu einem grausamen Grinsen verzogen.

»Tian!« Lins Stimme zerriss die Nacht.

Sie rannte, spürte das Blut in ihren Schläfen pochen, hörte nur noch ihren Atem und das Klirren der Ketten am Wagen.

Tian sah sie, streckte die Arme nach ihr aus und dann öffnete sich hinter dem Gefährt etwas, das nicht sein durfte.

Ein Spalt in der Dunkelheit, schwarz und leuchtend zugleich, als hätte jemand die Realität aufgeschnitten. Schatten leckten an den Rändern,

gierig, unaufhaltsam.

Lin streckte die Hand aus, wollte springen, schreien, beißen, irgendetwas tun, doch es war zu spät.

Der Wagen und alles, was er in sich trug, verschwanden in der Finsternis, als hätte es ihn nie gegeben.

Die Straße war leer. Die Nacht wieder still.

Aber nichts würde je wieder so sein wie zuvor.

Fünf Jahre später

Lin sprach kaum noch. Nicht, weil ihr nichts einfiel, sondern weil sie gelernt hatte, dass es einfacher war zu schweigen, als sich zu erklären in einer Welt, die längst aufgehört hatte, ihr zuzuhören.

Sie war siebzehn, doch trug den Blick eines Menschen, der zu früh gesehen hatte, was er nicht hätte sein dürfen.

In der Schule war sie das Mädchen, das allein saß. Nicht weil sie es musste. Weil sie es wollte.

Vertrauen war zu einer Fremdsprache geworden. Ihre Mitschüler mieden sie wie einen stillen Vorwurf, ihre Lehrer behandelten sie mit dieser vorsichtigen Höflichkeit, die schlimmer war als Ablehnung.

An diesem Dienstagmorgen war der Himmel bleigrau. Der Regen hatte aufgehört, aber die Nässe hing noch in der Luft wie etwas Unausgesprochenes. Lin saß auf ihrem Platz am Fenster und starrte hinaus, während Herr Brosig irgendetwas über das Mittelalter erzählte. Ihre Gedanken waren weit weg, wie so oft.

«Na, Lin? Suchst du da draußen deinen Alien-Wagen?», flötete eine Stimme von der Seite.

Sie zuckte nicht einmal zusammen, sie kannte die Stimme.

Luca, einer dieser Jungs, die Aufmerksamkeit brauchten wie Luft zum Atmen, und dabei nie merkten, wann sie anderen dafür die Luft nahmen.

«Vielleicht kommt der Wagen ja heute wieder und nimmt dich mit?»

Einige lachten, andere schauten betreten weg.

Lin spürte, wie ihr Magen sich zusammenzog. Nicht vor Wut, auch nicht aus Angst, sondern wegen der Bilder, die seine Worte in ihr hochholten.

Und plötzlich war sie wieder dort. Im Flur. Barfuß. Atemlos.

Die Nacht war kalt gewesen, viel zu still. Und dann dieses Licht, nicht warm und nicht vertraut. Kalt flackernd, fast fiebrig. Der Wagen. Die toten Pferde. Tian. Sein kleiner Körper in den Armen dieser Kreatur, die kein Mensch war.

Sein Schrei.

Ihre Hand, die sich ins Leere streckte, und das Loch, dass sie einfach verschlang.

Sie hatte es gesehen. Doch niemand hatte ihr geglaubt.

Erst hatte man sie befragt. Immer wieder.

»War es ein Albtraum, Lin?«

»Hattest du einen gruseligen Film im Fernsehen gesehen?«

»Du standest unter Schock.«

»Es gibt keine Monster.«

Dann waren die Therapeuten gekommen. Die Medikamente.

Die Gespräche in Räumen, die nach Pfefferminztee rochen und in denen alles weich gepolstert war.

Irgendwann war sie einfach still geworden, hatte ihre schlimmen Albträume für sich behalten, die Angst vor dieser grausigen Kreatur, dass sie wiederkommt und auch sie holt.

Tians Verschwinden war nie aufgeklärt worden. Ihre Eltern suchten noch immer, klemmten sich hinter jede Spur, riefen alte Kontakte an, hingen Plakate auf. Aber sie – Lin – wurde angestarrt, als sei sie das Problem. Als wäre sie Teil des Verschwindens, nicht des Verlusts.

»Ey, sie hat schon wieder diesen Psycho-Blick«, sagte Luca jetzt und lachte. »Vielleicht ist sie ja wirklich vom Teufel besessen.«

Lin drehte den Kopf und sah ihn direkt an. Ihre grünen Augen waren klar. Ruhig und von einer Art Dunkelheit, die kein Gleichaltriger je begreifen würde.

»Vielleicht bin ich das«, sagte sie leise.

Für einen Moment war es still in der Klasse. Still wie in jener Nacht.

Am Nachmittag saß sie wieder hinter der Kasse im Tante-Emma-Laden. Der Geruch von frischem Brot und alter Tapete war beruhigend, fast wie ein Anker. Hier konnte sie durchatmen, hier war sie einfach nur Lin. Nicht das Mädchen mit der toten Geschichte.

Am Abend würde sie wieder nach Henry sehen. Sie freute sich immer sehr, wenn sie bei Tante Ana war und auf Henry aufpassen durfte. Manchmal fragte sie sich, ob er ihr auch eines Tages glauben würde. Oder ob sie bis dahin selbst nicht mehr wüsste, ob alles nur ein Albtraum gewesen war.

Der Nachmittag verlief ruhig, bis auf seltsame Vorkommnisse. Eine Packung mit Eiern war dermaßen verfault, dass sie angeekelt alles fallen ließ und den übelriechenden Schnodder vom Boden wischen musste. Eine schwarze Katze lief in den Laden und ließ sich einfach nicht einfangen.

Zu ihrem Überdruß, kam ihre Chefin zu spät, die sonst immer

pünktlich war.

Als sie endlich den Laden verlassen konnte, war es schon spät und obwohl die Sonne schien, regnete es plötzlich. Verdutzt sah sie zum Himmel und konnte keine einzige Wolke erblicken.

Sie wunderte sich und tief in ihrem Inneren spürte sie, dass etwas in Bewegung geraten war.

Etwas Dunkles. Etwas Altes.

Und es kam zurück.

Die Schatten der Vergangenheit ließen sich nicht abschütteln, so sehr Lin es auch versuchte. Es war einer dieser späten Nachmittage, an denen die Sonne müde zwischen den Baumwipfeln hing, als sie bei Ana ankam, um auf Henry aufzupassen.

Ana – warmherzig, fürsorglich, mit diesen sanften braunen Augen, in denen Lin sich nie verurteilt fühlte. Sie war nicht einfach nur die beste Freundin ihrer Mutter. Für Lin war sie ein sicherer Hafen gewesen, damals, als die Welt aus den Fugen geriet und niemand ihr glauben wollte.

»Ich bin spätestens um halb elf zurück«, sagte Ana, während sie sich ihren Mantel überzog. Ihre Stimme war wie eine Decke, weich und voller Verständnis. »Du weißt ja, Henry ist meistens ein Engel, wenn du hier bist.«

Lin lächelte schwach. »Mach dir keine Sorgen. Wir kommen klar.« Ana zögerte einen Moment, musterte Lin mit einem durchdringenden Blick, der nicht wertete, sondern Anteil nahm. »Wenn du je reden willst ... ich meine, wirklich reden ... ich bin da.«

Lin nickte stumm. Wie oft hatte Ana das schon gesagt? Und wie oft hatte Lin geschwiegen, unfähig, die Worte zu formen, die ihre Zunge wie Blei lähmten? Doch allein der Gedanke, dass jemand sie sah, wirklich sah, gab ihr Halt.

Als Ana ging, stürzten sich Lin und Henry in ein wildes Spiel im Garten. Der kleine Junge lachte hell, sein blondes Haar flatterte im Wind, seine Welt war noch heil, noch voller Wunder und Abenteuer. Für einen kurzen Moment vergaß sie ihre Sorgen.

Doch dann, wie aus dem Nichts, verdunkelte sich der Himmel. Die Sonne schien innerhalb von Sekunden zu erlöschen, als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Dunkle Wolken schoben sich wie lebendige Schatten über das Haus, schwer und drohend. Der Wind, der eben

noch sanft durch die Zweige gestrichen war, peitschte nun wütend über das Gras, zerrte an Lin und Henrys Kleidung, ließ die Bäume ächzen.

»Komm, wir gehen besser rein«, sagte Lin und zwang sich zu einem ruhigen Ton, obwohl ihr Herz schneller schlug. Etwas stimmte nicht. Es war nicht nur ein Gewitter, es war ein Flüstern in der Luft, ein Kriechen unter ihrer Haut, das sie sofort an jenen Tag erinnerte.

Den Tag, an dem Tian verschwand.

Sie brachte Henry ins Bett, las ihm vor, küsste seine Stirn und wartete, bis sein Atem ruhig wurde. Wieder verglich sie die beiden Kinder. Henry war blond und blauäugig, absolut wild und hemmungslos auf Abenteuer aus. Tian war äußerlich und innerlich das komplette Gegenteil. Tian hatte rotbraune Haare wie sie auch, nur dass seine Haare gewellt waren und ihre glatt. Er hatte braune Augen mit grünen Sprenkeln und mochte zwar auch Abenteuer, war aber eher zurückhaltend und schaute sich erstmal lieber die Gegebenheiten an, bevor er anfang, sich darauf einzulassen.

Lin seufzte, sie vermisste Tian so sehr. Es hatte ein riesiges Loch in ihre Brust gerissen, das mit nichts zu stopfen war. An dieser Stelle wünschte sie sich, sie hätte es nicht miterlebt, könnte wie alle anderen normal trauern und müsste nicht in Angst vor schrecklichen Monstern leben, die es eigentlich nur in Büchern gab.

Sie gab Henry noch einmal einen Kuss auf die Stirn, dann ließ sie sich in seinem Zimmer auf die Couch fallen, erschöpft von einem Tag, der so leicht begonnen hatte und nun einen bitteren Nachgeschmack trug. Sie spielte an ihrem Handy ein Spiel, doch nichts vermochte ihre innere Unruhe zu besänftigen. Sie wehrte sich lange gegen das Zufallen ihrer Augen, schließlich übermannte sie der Schlaf.

Ein leises Wimmern ließ sie hochschrecken.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus.

Nicht Henry! Nein!

Es war ein Laut, der aus einer anderen Welt zu stammen schien.

Eines dieser Geräusche, die tiefer schnitten als jede Klinge, weil sie Erinnerungen mit sich trugen, die man niemals vergessen konnte.

Sie rannte hinaus, ohne nachzudenken. Ihre Schritte hallten wie Donnerschläge durch die Nacht. Draußen war die Welt schwarz, nicht einfach dunkel. Schwarz!

Der Mond war verborgen, die Sterne wie ausgelöscht. Nur eine unheilvolle Glut, die von einem flackernden Wagen ausging, zerriss die Dunkelheit. Und dort stand es.

Die Kreatur aus ihren Alpträumen!

Die Kreatur, die Tian entführt hatte.

Seine Haut spannte sich grau und rissig über seine Knochen, seine Augenhöhlen schienen zu glühen, und der verzogene Mund war nicht zu einem Lächeln fähig, nur zu einer Fratze aus Hass und Hunger. Die Pferde, die den Wagen zogen, waren halb verwüst, ihre Augen leer, ihre Rippen sichtbar, ihre Hufe schlugen rhythmisch auf den Boden, obwohl kein Leben in ihnen zu sein schien.

Er hielt Henry in den Armen wie ein lebloses Bündel.

Lins Atem stockte. Der Schmerz in ihrer Brust war unerträglich, nicht nur vor Angst, sondern vor dem Gefühl des erneuten Verlustes. Aber dieses Mal nicht, diesmal nicht!

Sie riss sich aus der Starre und rannte. Ihre Beine waren schwer, als würden unsichtbare Hände nach ihr greifen, jede Bewegung verlangsamend, zäh wie Sirup, durchdrungen von dunkler Energie.

Der Wagen zog sich in die Ferne zurück, aber sie war schnell. Schneller als vor fünf Jahren. Schneller, weil sie nicht noch einmal versagen würde.

Sie griff nach einem der großen Dekosteine, der schwer in ihrer Hand lag. Lin war noch einen Meter vom Wagen entfernt, sie zielte und warf. Ein Schrei, von dem Wesen, der sich nicht natürlich anhörte. Der Stein hatte sein Ziel getroffen. Der Arm ließ locker. Henry fiel, und Lin fing ihn auf, taumelnd, schützend.

Sofort rannte sie zurück zum Haus, ihre Füße knallten auf den Boden, Henrys Gewicht schwer in den Armen.

Etwas packte sie an den Haaren, riss sie zurück mit einer Kraft, die nicht von dieser Welt war. Der Boden schlug ihr entgegen, die Luft wurde ihr aus der Lunge gepresst, sie hielt den Jungen trotzdem fest. An ihren Haaren wurde sie über den Boden gezogen, sie ließ Henry los und gab ihm einen Schubs.

»Renn!«, schrie sie, ihre Stimme riss ihr die Kehle auf. »Renn, Henry!«

Ihre Fingernägel krallten sich in die Erde, rissen dabei kleine Brocken aus dem feuchten Boden, doch es war zwecklos. Der Schatten war zu stark, die Dunkelheit zu alt.

Der Wagen war verschwunden. Stattdessen öffnete sich der Boden unter ihr, als wäre die Welt selbst bereit, sie zu verschlingen. Ein gähnendes, schwarzes Loch, das keinen Ausweg versprach. Keine Erlösung.

»Lauf, Henry ... bitte ...«, flüsterte sie, während ihre Kräfte nachließen.
Henrys Gesicht war das letzte, was sie sah, bleich, verzweifelt, voller Angst.

Dann war da nur noch Dunkelheit.

Und Stille.

Moder

Ein beißender Geruch nach Moder, Verfall und etwas, das sie nicht genau benennen konnte, alt und metallisch, war das Erste, was Lin wahrnahm, als sie wieder zu sich kam. Ihre Lider fühlten sich schwer an, als wären sie aus Blei gegossen und ihr ganzer Körper schien in einem Zustand der Starre zu sein, gefangen zwischen Schlaf und Wachen, wie in einer bleiernen Umarmung, aus der es kein Entkommen gab.

Als sie schließlich die Augen öffnete, blickte sie in einen Himmel, der von tiefen Rissen durchzogen war. Keine Sonne, kein Mond, nur eine graue Düsternis, durchsetzt mit unheilvollen Schatten, die sich bewegten, als hätten sie ein eigenes Leben. Die Bäume ringsum waren tot, nicht einfach kahl, vielmehr schwarz und verdorrt, mit Ästen, die wie verkrüppelte Finger in den Himmel griffen. Der Boden unter ihr war kalt, hart und von einer dunklen, rissigen Schicht überzogen, als hätte jemand dem Erdboden selbst das Leben ausgesaugt. Es roch nach Tod, nach Fäulnis, nach etwas, das tief unter der Oberfläche verborgen liegen sollte.

Sie wollte sich aufrichten, ihre Hände bewegen, irgendetwas tun, doch sie konnte es nicht. Etwas hielt sie an Ort und Stelle. Ihre Glieder waren gefesselt, nicht durch Seile oder Ketten, sondern durch etwas viel Mächtigeres. Etwas, das durch ihre Knochen zu fließen schien, das sich wie Kälte in ihr ausbreitete und jeden Versuch, sich zu regen, im Keim erstickte.

Ein Schatten fiel über sie und mit ihm kam die Angst. Langsam hob sie ihren Blick, oder vielmehr wurde ihr Kopf sanft, aber unnachgiebig nach oben gezogen, als hätte jemand die Kontrolle über sie übernommen. Ihre Augen fanden, wovor sie sich Jahre fürchtete.

Die Kreatur mit der Fratze. Er stand direkt vor ihr, riesig, grotesk, und jeder Zentimeter seines Körpers strahlte eine finstere Macht aus, wogegen sogar ihre dunkelsten Kindheitsängste wie harmlose Schatten wirkten.

Seine Haut war grau und von Narben durchzogen, sein Mund verzogen zu einem kalten, spöttischen Grinsen, das keine Wärme kannte. Die Augen, schwarz wie die Leere, schienen direkt in ihr Innerstes zu blicken.

»Du.« Seine Stimme war tief, kratzend, wie ein Messer, das über Stein

gezogen wird. »Du hast mich bestohlen.«

Lin schluckte hart, ihre Kehle war trocken, als hätte sie tagelang keinen Tropfen Wasser bekommen. Doch sie sagte nichts, konnte nichts sagen.

Er ging in die Hocke und starrte sie eindringlich an. »Wegen dir...« Er spuckte das Wort aus, als würde es ihn anekeln. »...habe ich nur drei Kinder. Der Auftraggeber verlangt vier. Vier! Und du, kleines, dummes Mädchen, hast mir mein Opfer entrissen.«

Sie wollte schreien, ihn anschreien, dass Henry nicht sein Opfer sei, dass er ein Kind war, ein kleiner Junge mit Lachen im Herzen und Dreck an den Knien, dass er nicht hierhergehörte, nicht in diese düstere Welt aus Asche und Leid. Doch ihre Lippen bewegten sich nicht. Sie war gefangen in ihrem eigenen Körper, ein stummes Echo ihrer selbst.

»Und weißt du, was das Seltsame ist?«

Er stand wieder auf, ging langsam um sie herum wie ein Raubtier, das seine Beute taxiert. »Ich kann dich nicht verletzen.« Er hielt plötzlich inne. »Nicht mit meiner Magie. Sie kann dich zwar fesseln, aber ich kann dir nicht wehtun. Sie rutscht an dir ab wie Wasser an einem Stein. Es ist, als würde etwas dich schützen und ich hasse das. Ich hasse das, was ich nicht kontrollieren kann.«

Er blieb hinter ihr stehen und ging in die Hocke. Sie spürte seinen Atem auf ihrer Stirn, kalt, schwefelig, widerlich. »Ich werde dich trotzdem mitnehmen. Vielleicht finde ich heraus, was du bist. Und solange du mir nicht gehorchst, wirst du leiden. Auf andere Weise.«

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Es fühlte sich für sie an, als würde jemand unsichtbare Fäden straffziehen und Lin wurde wie eine Marionette aufgerichtet. Ihre Beine bewegten sich, ohne dass sie es wollte, die Muskeln gehorchten einem fremden Befehl. Tränen traten ihr in die Augen, sie hatte sich noch nie so ohnmächtig und ausgeliefert gefühlt.

Der Wagen stand am Waldrand, düsterer als je zuvor. Die schwebenden Lichter, die ihn zuvor wie ein Jahrmarktfahrzeug erscheinen ließen, flackerten nun in unheimlichen Farben.

Grünlich, bläulich, mit einem Hauch von Violett, der sich durch die Dunkelheit schnitt wie ein fauliger Nebel. Der Wagen war aus dunklem Holz, mit Schnitzereien, die sich zu bewegen schienen, wenn man sie länger ansah. Dämonische Fratzen, geflügelte Kreaturen, geschundene Gesichter.

Sie wurde auf den Wagen gezogen, durch pure Magie, durch einen

Willen, der nicht der ihre war. Der Anblick, der sich ihr bot, raubte ihr den Atem.

In den Käfigen mit rostigen Gitter, grob zusammengezimmert, saßen Kinder. Still. Zu still. Ihre Augen waren leer, ohne Ausdruck, ohne Hoffnung. Ihre Körper abgemagert, die Kleidung zerrissen. Sie alle hatten in etwa Tians Alter. Und jedes einzelne Gesicht brannte sich in Lins Herz wie ein Brandmal.

Sie schrie innerlich. So viel Leid, so viel Unschuld, die hier verrottete.

»Willkommen an deinem neuen Platz, meine kleine Rebellin.«

Die Kreatur stieß sie grob in einen leeren Käfig. Die Tür knallte zu und ein dumpfes Geräusch ließ sie wissen, dass sie verriegelt war. Das eisige Gefühl verließ ihren Körper und Lin konnte sich wieder bewegen.

Für kurze Zeit spürte sie keine Angst, keinen Schmerz, sondern nur Erleichterung. Eine überwältigende, beinahe rauschhafte Erleichterung, die sich wie warmer Regen über ihren geschundenen Körper ergoss, als sie wieder ihre Finger zu einer Faust krümmen konnte. Ihre Muskeln gehorchten zögerlich, wie eingerostete Zahnräder, aber sie gehorchten. Ein kaum wahrnehmbares Zittern durchlief ihre Glieder, begleitet von einem geräuschlosen Schluchzen, das sich in ihrer Kehle festsetzte. Sie war nicht mehr gefangen in der starren Unsichtbarkeit der magischen Fesseln, zumindest nicht vollständig.

Der Wagen setzte sich ruckartig in Bewegung, das marode Holz knarzte unter dem Gewicht seiner Fracht und jedes Rad schien bei jeder Umdrehung ein gequältes Stöhnen von sich zu geben. Der Boden des Wagens bebte unter ihr, wie ein Herzschlag, unregelmäßig, bedrohlich.

Die Welt, durch die sie fuhren, war eine tote Kulisse, ein Schatten dessen, was einmal gelebt hatte. Die Landschaft war grau und leblos, als hätte jemand mit einem einzigen Pinselstrich das Leben aus ihr getilgt. Die Bäume standen da wie verkrüppelte Skelette, ihre Äste verdorrt und verdreht, gen Himmel gereckt wie klagende Hände. Der Boden war rissig, trocken, mit einer lehmigen Kruste überzogen, aus der hier und da scharfe Steine ragten, wie Knochen aus einem Grab.

Ein fauliger Geruch hing in der Luft, ein Gemisch aus Moder, verbrannter Erde und etwas Unaussprechlichem. Es war der Gestank des Todes, alt und tief in das Land eingedrungen.

Zug des Grauens

Kein Laut war zu hören außer dem Quietschen der Achsen und dem Hufschlag der toten Pferde, deren Körper zwar voranschritten, aber deren Augen längst erloschen waren. Fliegen umschwirrten ihre verwesenden Flanken, als lebten sie nur noch, um diesen Zug des Grauens weiterzutragen.

Lin saß zusammengekauert in ihrem Käfig, ihre Glieder schmerzten, die Haut auf ihren Armen war wundgescheuert, da sie durch jeden Huckel rutschte. Sie tastete nach den anderen Käfigen, versuchte, durch das Gitter hindurch Blickkontakt mit den Kindern zu bekommen, doch ihre Versuche prallten gegen eine Mauer aus Leere. Die Kinder rührten sich kaum, ihre Gesichter blass, die Augen glanzlos, wie gefangen in einer anderen Welt, weit entfernt von hier. Ihre Lippen bewegten sich nicht, kein Flüstern, kein Wimmern, nicht einmal ein Zucken. Es war, als wären sie nicht mehr da, obwohl ihre Körper noch in den Käfigen lagen.

Lin klammerte sich an die Gitterstäbe, ihre Hände zitterten vor Anstrengung und Kälte in dieser unheilvollen Nacht. Mit aller Kraft stieß sie gegen die Stangen, doch das Metall war massiv und bewegte sich keinen Millimeter. Sie schlug dagegen, immer wieder, ihre Faust blutete bereits, doch sie gab nicht auf.

»Hört ihr mich?!«, rief sie verzweifelt. Ihre Stimme brach sich an der Stille.

»Ihr müsst aufwachen! Bittel« Doch nichts, nur das gleichmäßige Rattern des Wagens und das dumpfe Stampfen der untoten Pferde.

Plötzlich riss ein markerschütterndes Brüllen die Stille in Fetzen. Der Wagen schwankte heftig, Lin wurde gegen die Gitter geworfen, ihre Schulter krachten gegen das Metall, ein gellender Schmerz durchzuckte sie. Sie sah nach draußen.

Aus dem düsteren Unterholz stürmten Kreaturen, groteske Mischwesen. Ihre Körper waren sehnig wie der eines Panthers, von schwarzem Fell bedeckt, das in Fetzen hing, darunter graue Haut. Ihre Köpfe ähnelten entfernt an einen Eber, langgezogen, mit borstigen Mähnen und stählernen Hauern, die wie Dolche aus den Mäulern ragten.

Sie griffen den Wagen an, rammten ihn mit solcher Gewalt, dass die Käfige schwankten, gegeneinander schleuderten. Metall kreischte auf

Metall, ein Kind stieß mit dem Kopf gegen die Gitterstäbe und sackte in sich zusammen, regungslos. Lin schrie auf, klammerte sich fest, während der Wagen gefährlich zu kippen drohte. Die Monster knurrten, ihre Augen glühten in der Dunkelheit, sie sprangen an die Seiten des Wagens, zerkratzten das Holz mit ihren Klauen.

Dann ertönte ein Geräusch wie zerplatzendes Glas. Die Kreatur mit der Fratze war auf das Dach des Wagens gestiegen und schleuderte mit wilden Bewegungen Lichtkugeln in die Dunkelheit. Die Kugeln waren grell, schmerzhaft in den Augen, explodierten mit in der Luft und hinterließen einen brennenden Schweif. Die Wesen wichen zurück, aufgeschreckt, einige brüllten auf, als sie getroffen wurden. Rauch stieg aus ihren Fellen. Ein besonders großes Tier wurde von einem Lichtball mitten in der Brust getroffen, sie zerbarsten in einer Wolke aus Asche.

Ihr Entführer schrie in einer fremden, kratzenden Sprache. Seine Stimme war rau und voller Zorn. Die Tiere verschwanden langsam in der Finsternis, zurück in das Schattenreich, aus dem sie gekommen waren.

Lin keuchte, ihr Herz schlug wild gegen ihre Brust, sie fühlte sich taub vor Angst. Doch zugleich, inmitten dieses Chaos, dieser schrecklichen Magie, war da auch etwas anderes. Etwas in ihr regte sich. Magie. Das war echte Magie gewesen. Keine Tricks, keine Illusionen, kein Theater. Und obwohl sie schrecklich war, furchterregend, düster, war sie auch real.

Sie erinnerte sich an die Bücher, die sie mit Ana gelesen hatte, an die Legenden von verborgenen Welten, von Hexen und Zauberern. Sie hatte nie aufgehört, daran zu glauben, nicht wirklich. Doch nun war dieser Glaube zur Wahrheit geworden, in seiner brutalsten Form. Und wenn es Magie gab, dann war vielleicht auch Tian nicht für immer verloren.

Der Wagen hielt an, plötzlich, abrupt. Sie waren in einem Dorf angekommen, wenn man es überhaupt so nennen konnte. Die Häuser waren baufällig, als hätten sie sich dem Verfall selbst hingegeben. Dächer, die wie zerschlissene Lumpen wirkten, Mauern aus geborstenen Steinen, der Boden war schlammig, durchzogen von dunklem Wasser, das nach Öl und Blut roch. Überall hingen Lumpen, Tierknochen, verrostete Werkzeuge.

Es war ein Ort, an dem Hoffnung nie gelebt hatte.

Und da waren sie, mehr von seiner Art, mit verzerrten Gesichtern, missgestalteten Leibern, ihre Haut grau, ihre Augen schwarz und

wachsam. Sie musterten Lin und die Kinder wie Vieh, einige grinsten, andere spuckten auf den Boden.

Wie von Geisterhand wurden die Käfige vom Wagen gezogen und glitten durch einen Schacht in den Keller. Dort unten roch es noch schlimmer nach Urin, Blut und Verwesung. Die Käfige wurden geöffnet und Lin mitsamt Kindern in die Dunkelheit gestoßen, wo sie über den Boden rutschten, einer nach dem anderen.

Sie kämpfte, doch die Magie zwang sie, ging ihr durch Mark und Bein wie eiserne Fäden.

Bevor er die Tür schloss, blickte die Kreatur mit der Fratze zu ihr hinab. »Du wirst dich nützlich machen.«, knurrte er. »Ob du willst oder nicht.«

Lin sah ihm in die Augen und obwohl ihre Furcht übermächtig war, blinzelte sie nicht. »Ich gehöre dir nicht.«

Er lachte. Hart und kalt. »Noch nicht.«

Dann fiel die Tür zu und Dunkelheit umfing sie, doch in ihrem Inneren war eine Glut entfacht, ein erster Funke, und er würde nicht erlöschen.

Noch benommen rappelte sie sich auf und kroch zu dem ersten Kind, welches ihr am nächsten war. Ihre Knie schrammten über den groben und schmutzverkrustet Steinboden.

Das Licht, das durch eine vergitterte Öffnung unter der Decke fiel, war fahl und grau wie altes Blei, zu schwach, um wirklich zu wärmen oder Licht zu spenden. Lin legte ihre Hand an das Gesicht eines kleinen Jungen, flüsterte einen Namen, den sie nicht kannte, den sie erfand, weil Namen vielleicht helfen würden, Leben zu erwecken. Doch der Junge reagierte nicht. Seine Augen starrten leer vor sich hin, als sei er tief unter Wasser gefangen, weit entfernt von dieser Welt.

Alle drei Kinder, die mit ihr im dunklen Kellerverlies eingesperrt waren, lebten. Sie atmeten, blinzelten gelegentlich, zuckten manchmal, aber etwas fehlte. Lin erkannte es sofort, weil sie selbst es so lange vermisst hatte.

Das Feuer hinter den Augen, der Funke, der Menschen zu mehr machte als bloß zu atmenden Hüllen. Es war, als hätte man ihnen ihre Seelen gestohlen. Sie versuchte, jeden Gedanken an Tian zu verscheuchen und sandte ein kurzes Stoßgebet aus, dass Henry in Sicherheit war.

Der Kerker, in dem sie sich befanden, war nicht groß, seine Enge wurde zur Qual durch die beklemmende Kälte, die sich Feucht über den Boden legte. Die Wände bestanden aus porösem, schwarzem

Gestein, das nach kalter Erde und Schimmel roch. Risse zogen sich durch das Gemäuer, als hätte es schon viele Jahrhunderte überdauert, und aus manchen drang modriges Moos. Eine eiserne Tür, dick und rostverkrustet, schien der einzige Zugang zu sein, doch selbst mit aller Kraft konnte Lin sie nicht bewegen. Ein seltsamer Zauber lag auf dem Raum, ein lähmender Druck, der sie bei jedem Fluchtversuch zurückdrängte.

Die Tage, die folgten, verliefen in trüber Monotonie, durchbrochen nur von wenigen Tropfen Wasser aus einem Riss in der Decke, ihre einzigen Wasser-Quelle, die sie mit einer alten Blechschüssel auffing. Nahrung gab es kaum. Einmal, sie wusste nicht, ob es am zweiten oder dritten Tag war, stand, nachdem sie erwacht war, trockenes Brot an der Tür. Sie ärgerte sich maßlos, dass sie es nicht mitbekommen hatte, auch wenn sie wahrscheinlich nichts hätte ausrichten können.

Es reichte nicht für vier hungrige Seelen, doch die Kinder schienen kein Bedürfnis zum Essen zu haben. Lin teilte es auf. Die Kinder aßen zum Glück, sobald man ihnen etwas in die Hände gab, als wäre irgendwo tief in ihnen drin ein alter Automatismus, der einsetzte. Sie zwang sich, zu kauen und zu schlucken, auch wenn jeder Bissen sich anfühlte wie Staub auf der Zunge.

Die Nächte waren am schlimmsten. In völliger Dunkelheit, nur begleitet vom leisen Kratzen winziger Krallen irgendwo in den Ecken, kämpfte Lin gegen die Kälte und die Verzweiflung. Ihr Körper war müde, ausgezehrt, aber ihr Geist blieb wach, lauerte, rechnete jederzeit damit, dass er wiederkam.

Als er kam, war es so plötzlich, dass Lin fast das Herz stehen blieb. Die Tür flog mit einem Ächzen auf und in der Öffnung stand er. Seine Augen glühten und ein kaltes Lächeln verzerrte sein entstelltes Gesicht.

Mit einer Geste seiner knöchigen Hand erhob sich Lin vom Boden, nicht aus eigener Kraft, sondern getragen von einem Druck, der sich um ihren Körper legte wie ein unsichtbares Seil. Ihre Glieder wurden gezwungen sich zu bewegen, obwohl ihr Wille schrie, stehen zu bleiben. Sie wurde durch mehrere Gänge und in einen Raum gezogen, der eher einer Kammer der Grausamkeit glich. Der Raum, in den er sie gebracht hatte, war karg, kaum mehr als ein fensterloser Kubus aus kaltem, feuchtem Stein, dessen Mauern einen dumpfen, modrigen Geruch ausdünsteten, als hätten sich darin jahrhundertlang Schatten gesammelt, die nie wieder gewichen waren.

Der Tisch, an den Lin jetzt mit unsichtbarer Gewalt gefesselt wurde,

bestand aus rauem, dunkelbraunem Holz, der Risse trug wie Narben und sich unter ihr seltsam lebendig anfühlte, als würde es ihren Herzschlag aufnehmen und an die dunklen Wände weitergeben. Ihre Arme lagen ausgestreckt an den Seiten, die Beine fest auf der Oberfläche gepresst, die Ketten existierten nicht sichtbar, aber sie spürte sie. Magie, eisig wie der Nordwind und doch brennend wie Feuer, das durch ihre Adern kroch, ohne ihre Haut zu verletzen. Er trat näher. »Du bist anders.«, zischte er. »Du gehorchst nicht der Magie wie die anderen. Du entziehst dich. Warum?«

Lin presste die Lippen aufeinander. Sie würde ihm nichts geben. Nichts. Dabei wusste sie selbst keine Antwort auf seine Frage. »Du willst nicht sprechen?«, sagte er leise, und seine Finger zuckten in der Luft, als ob er nach etwas Unsichtbarem griff. »Nun, vielleicht sollte ich mir eines der Kinder holen. Ich bin sicher, ihr Schmerz würde dir die Zunge lösen.«

Panik schoss durch sie wie ein Dolch. Sie riss an den magischen Fesseln, obwohl sie wusste, dass es sinnlos war. Ihre Stimme war kaum ein Flüstern: »Nein. Ich rede.«

Er trat zurück, zufrieden, setzte sich auf einen Hocker in der Ecke und beugte sich vor wie ein Geier über einer sterbenden Kreatur.

»Wie heißt du?«

»Lin.«

»Wie alt bist du?«

»Siebzehn.«

»Über welche Magie verfügst du?« Seine Augen fraßen sich drohend in ihre.

»Ich weiß es nicht.« Als sich seine Augen verengten, sprach sie schnell weiter. »Ich weiß es wirklich nicht, ich wusste bis vor kurzem nicht mal, dass es Magie gibt.«

Er schien ihr zu glauben, denn er starrte sie nur an.

Bevor er weiterfragen konnte, stellte Lin eine Frage.

»Was... was ist das hier für ein Ort?«

Er lehnte sich zurück. »Ein Zwischenreich. Schattenland. Ein Ort, der vom Licht der Oberwelt abgeschnitten ist, wo nur das Dunkel herrscht. Und wir, die Diener der Tiefe, sorgen dafür, dass es so bleibt.«

»Warum entführt ihr Kinder?«

»Wir ernähren uns von ihrem Blut. Mein Auftraggeber verlangte vier, du hast mir einen genommen.«

Lin schluckte und flüsterte: »Bist du ein Vampir?«

Doch er lachte nur, ein scharfes, widerliches Lachen, das ihr durch Mark und Bein ging. »Du stellst zu viele Fragen mit komischen Wörtern, Mädchen. Jetzt, wo du hier bist, wirst du lernen, zu gehorchen oder nützlich zu sterben.«

Er erhob sich und trat wieder an sie heran. »Doch vorher... werde ich herausfinden, was dich vor mir schützt.«

Sie blickte ihm in die Augen und trotz der Angst, trotz des Eises, das sich in ihrer Brust ausbreitete, flackerte Trotz in ihr auf. Vielleicht war sie ihm ausgeliefert, vielleicht war sie verloren, aber sie war nicht gebrochen.

Er trat näher und zog etwas aus einer Tasche. Ein Kristall, etwa faustgroß, durchsichtig und von schillerndem Licht durchzogen, das in allen Farben des Spektrums zu flackern schien, als wären darin Sonnenstrahlen eingesperrt. Er hielt ihn über Lin, murmelte Worte in einer Sprache, die alt war wie die Welt selbst und ließ den Kristall sinken. In dem Moment, als er Lins Brust berührte, geschah es.

Ein greller Lichtblitz, so hell, dass sogar die Dunkelheit in den Schatten zurückwich, durchzuckte den Raum. Ein Aufschrei zerriss die Stille, aber es war nicht Lin, die schrie. Er war es.

Er taumelte zurück, hielt sich die Hand, die den Kristall gehalten hatte und keuchte laut auf. Rauch stieg von seinen Fingerspitzen auf, als wäre er verbrannt worden, nicht nur von Hitze, auch von einer Reinheit, die seine Verderbnis nicht ertrug.

»Feenblut...«, flüsterte er, sein Ton ein Zischen zwischen Angst und Ehrfurcht. »Nicht vermischt. Nicht verdünnt. Reines... reines Blut der Ersten.«

Lin begriff in diesem Moment nicht alles, aber sie wusste, dass sich etwas verändert hatte. Etwas in ihr war einzigartig und gefährlich für ihn.

Er begann erneut zu murmeln. Diesmal jedoch hatte seine Stimme einen zitternden Ton, als würde er sich davor fürchten, was er heraufbeschwor und Lin spürte es. Die Ketten aus Magie verloren an Kraft. Sie konnte einen Finger bewegen, dann die Hand, schließlich ihren Arm. Sein Zauber schwächte sich, vielleicht nicht nur aus Furcht, sondern weil seine dunkle Magie die Reinheit ihres Blutes nicht länger zu fesseln vermochte.

Er bemerkte es zu spät.

Mit einem Ruck befreite sie sich und schlug ihm mit dem Ellenbogen gegen die Brust, sprang vom Tisch und rannte zur Tür.

Doch bevor sie sie erreichen konnte, hob er den Arm und seine Magie lechzte nach ihrem Körper.

»Du wirst mir unermesslichen Reichtum bringen«, rief er laut lachend.

»Du kannst mich mall!«, fauchte sie, überrascht von der Wut und Entschlossenheit in ihrer Stimme.

Plötzlich flog der Tisch auf ihn zu, sie wusste nicht, wie es geschah. Ein dumpfer Aufschlag. Er sackte zu Boden, war nicht bewusstlos, aber benommen.

Lin nutzte den Moment. Sie rannte durch Gänge, die düster waren, wie seine Seele. Vorbei an Türen, die flüsterten und sie zum stehenbleiben zwingen wollten, doch Lin lief stur weiter. Stufen hinunter, durch bleierne Schwärze und modrigen Gestank, bis sie schließlich wieder im Kerker stand.

Die Kinder sahen auf, langsam, wie aus einem endlosen Traum erwachend. Sie blickten auf Lin mit Augen, die zum ersten Mal nicht leer waren, stattdessen vor Hoffnung flackerten. Lin jubelte innerlich über diese Regung und holte tief Luft. »Wir gehen«, sagte sie, nicht laut, aber bestimmt.

Dorf

Die Dämmerung hatte sich wie ein bleierner Schleier über das verfluchte Dorf gelegt, als Lin die Kinder aus dem Kerker führte. Ihre Beine waren schwach vor Hunger, ihr Mund trocken wie Asche und dennoch trug sie die Hoffnung wie einen brennenden Dorn in ihrer Brust. Die Kinder folgten ihr taumelnd, mit weit aufgerissenen Augen und geschundenen Seelen, Schatten ihrer selbst und Lin spürte, wie sich ihr Herz bei jedem ihrer Schritte schwerer an den Rippenbogen legte. Sie durften keine Zeit verlieren. Die Kreatur könnte jeden Moment zurückkehren. Sie mussten raus aus diesem Ort, raus aus diesem Alptraum.

Die Gassen des Dorfes waren eng und krumm, gesäumt von Häusern, deren Fenster wie leere Augen in die Nacht starrten. Der Putz fiel von den Mauern und der Geruch von Moder, verbrannter Erde und einem Hauch von altem Blut lag wie ein bitteres Versprechen in der Luft. Es war ein Ort ohne Zeit, vergessen von der Welt und Lin wusste, dass sie hier niemals hätte landen dürfen.

Sie duckten sich hinter einen umgestürzten Karren, als ein paar Schritte vorbeieilten. Eine von diesen Fratzenkreaturen, mit krummer Wirbelsäule, die Haut am Hals voller rissiger Schuppen, schnüffelte in der Luft wie ein Tier. Lin presste ihre Hand auf den Mund des kleinen Mädchens neben ihr, das zu zittern begann wie ein Blatt im Sturm. Es blieb stehen, neigte den Kopf, atmete tief ein und dann verschwand es wieder in der Finsternis. Erst als sie sicher war, dass es weg war, kroch Lin weiter, die Kinder dicht hinter sich. Ihre abgemagerten Hände klammerten sich an ihrer Kleidung.

Ein zweites Mal wurden sie beinahe entdeckt, als sie einen offenen Platz durchqueren mussten. Die Kinder hatten kaum Kraft, ihre Füße zu heben und der Jüngste, ein blonder Junge mit eingefallenen Wangen, stürzte mitten auf das Pflaster, das mit schwarzen Flecken übersät war. Der Aufprall hallte durch die Straßen und Lin riss ihn hoch, schleifte ihn mit sich. Adrenalin trieb ihre geschundenen Muskeln zu einer Kraft an, die sie sonst nicht für möglich gehalten hätte.

Schließlich, als sie die letzten schiefen Häuser passiert hatten, sah sie den Rand des Dorfes und wirbelte herum, als hinter ihr jemand brüllte: »Haltet sie auf.«

Entsetzt zog Lin die Kinder näher zu sich und blickte sich hektisch um.

Eine verfallene Hütte, kaum mehr als ein Schuppen, bot den einzigen

Schutz, den sie jetzt noch hatten. Sie stieß die Tür auf, schob die Kinder hinein und verriegelte sie mit einer rostigen Eisenstange, die neben der Tür lag.

»Helft mir.« flüsterte sie und gemeinsam schoben sie alte Kisten, eine zerschlissene Kommode und einen wackligen Stuhl gegen die Tür. Ihre Herzen schlugen wie Trommeln, jeder Atemzug ein Ringen gegen die Panik.

Sie hörten Stimmen und Schritte. Rufe in einer Sprache, die sie nicht verstand und doch wusste sie, was sie bedeuteten. Sie würden hier sterben.

Lin sah sich um und erblickte ein Fenster auf der Rückseite. Vielleicht zu klein für sie, aber nicht für die Kinder. Sie öffnete es, schob eines nach dem anderen hinaus, während hinter ihnen die Tür bebte und Holz splitterte. Sie kroch zuletzt hindurch, zog sich mit ihrer verbliebenen Kraft durch die Öffnung, spürte, wie etwas nach ihrem Fuß griff, doch dann rutschte sie hinaus in den Matsch.

Ein Kreis von Kreaturen wartete schon auf sie. Schwarze Gestalten, mit leuchtenden Augen und Klauen, die nach ihnen geiferten. Einer hob die Hand, Magie flackerte wie kalte Blitze auf und Lin zog die Kinder hinter sich, ein einziger Schrei auf den Lippen.

Hufschläge ertönten, laut und mächtig, und ein Reiter erschien aus der Finsternis. Hoch zu Ross, das Tier ein pechschwarzer Koloss mit silberner Mähne. Der Mann trug einen langen Mantel, das Gesicht halb verborgen unter einer Kapuze, hob den Arm und schlug der Kreatur den Kopf mit einem Hieb seines Schwertes ab. Seine Stimme war ein Befehl aus Stahl. »Schnell! Mitkommen, wenn ihr leben wollt!«

Lin zögerte keine Sekunde. Die Kinder sprangen, stolperten, rannten und der Mann ritt bereits voraus. Sie folgten ihm, blutend, mit zitternden Knien. Hinter ihnen brach die Hölle los. Lichtbälle flogen durch die Nacht, schlugen in Bäume, ließen Rinden explodieren. Doch keiner traf sie.

Lin sah, wie der Reiter die Hand hob und aus seiner Faust Funken zuckten, die hinter ihnen durch die Luft schwebten und sie, wie unter einem Schild geschützt, waren. Die Kinder weinten, schrien, stolperten weiter. Der Reiter rief. »Halten durch! Nur noch ein wenig.«

Ein Zauber flog haarscharf an Lin vorbei, brannte ihr Haare ins Gesicht. Sie spürte den Schmerz nicht, nur die Angst, die Kinder zu verlieren.

Dann ein greller Lichtblitz. Die Erde unter ihnen bebte.

Stille. Tiefe, absolute, unwirkliche Stille.

Der Reiter wandte sich ihnen zu. »Wir sind in Sicherheit. Zumindest

für heute Nacht.«

Lin sackte in sich zusammen, die Kinder rings um sie, erschöpft, verletzt, aber lebendig.

Sie hatte es geschafft.

Grenzland

Der Wind hatte sich gelegt, doch die Nacht war nicht still. Sie war durchzogen von einem unheimlichen Wispern, das zwischen den dunklen Baumkronen entlangstrich wie ein uraltes, lebendiges Flüstern. Die Reitergruppe hatte einen schmalen, von bemoosten Felswänden eingesäumten Pfad eingeschlagen, der sich serpentinenartig durch das trostlose, schwarz vernarbte Tal schlängelte. Überall ragten verdorrte Baumgerippe hervor, wie aus einer längst vergessenen Welt, deren Herz nur noch aus Asche bestand. Der Boden war von einer dünnen, silbergrauen Staubschicht bedeckt, als wäre der Tod höchstpersönlich über das Land gegangen und hätte jede Farbe aus ihm gesogen.

Lin saß neben den Kindern auf dem breiten Rücken eines merkwürdigen, hornlosen Lasttiers, dessen Fell im Zwielficht stumpf glänzte und dessen Atem dampfend aus den Nüstern stieg.

Ihr Blick war fest auf den Rücken des Mannes gerichtet, der sie gerettet hatte – Moran.

Der dunkle Mantel flatterte um seine Schultern, das Schwert an seiner Seite bewegte sich leicht. Sie wusste, sie musste ihn ansprechen, es brannte in ihr, drängte sich an die Oberfläche, eine Mischung aus Wut, Misstrauen und ungestillter Angst.

Das Lastentier kam Stück für Stück näher an ihn heran und Lin betrachtete Moran von der Seite. Sein Gesicht war grimmig und wettergegerbt, seine Haut braun gebrannt, als würde er sich oft draußen bewegen.

»Was willst du von uns?«, fuhr sie ihn schärfer an als beabsichtigt. Ihre Stimme schnitt durch die dunkle Luft wie ein geworfener Dolch. Moran drehte sich nicht um, nicht sofort. Erst als der Pfad breiter wurde, hielt er sein Pferd an, stieg ab und blickte zu ihr über die Schulter. In seinen braunen Augen flackerte kein Zorn, nur ein tiefes, müdes Wissen, als hätte er schon viele Fragen gehört, wie die ihre.

»Ich habe dich gespürt«, sagte er ruhig. »Das erste Mal vor Tagen und das letzte Mal vor wenigen Stunden. Dein Blut hat einen Ruf, den ich nicht ignorieren konnte.«

Lin verschränkte die Arme vor der Brust, spürte das Pochen ihres Herzens in den Schläfen. »Also hast du mich nicht gerettet, du hast nur das gesucht, was in mir ist.«

Ein angedeutetes Lächeln zuckte über Morans Lippen, aber es war kein kaltes. »Ich hätte dich auch gerettet, wenn du nichts Besonderes

gewesen wärest«, sagte er. »Aber es stimmt, ich durchstreife das Grenzland auf der Suche nach den Letzten unserer Art. Nach jenen, deren Blut noch Licht trägt. Vor allem, bevor die Skarnuch es finden.«

»Die Fratzenmänner«, murmelte Lin. »Sind sie... Vampire?«

»Was soll das sein?«

Lin erklärte es ihm und ein kurzer, bellender Laut entwich ihm, ein bitteres Lachen.

»Nein. Sie trinken nicht direkt vom Hals, wenn du das meinst. Sie entziehen dem Feenblut Magie, destillieren es zu einer Tinktur, die sie dann wie Wein trinken. Es schenkt ihnen Macht und weil wahre Magie verschwunden ist, suchen sie nach jedem Tropfen, den sie finden können.«

Lin schauderte. Die Kinder, die neben ihr auf dem Boden ruhten, waren so still, als wagten sie es nicht einmal zu atmen.

»Und du? Trinkst du auch Kinderblut?«, fragte sie leise, ihre Stimme fest.

Moran schüttelte ernst den Kopf und seine dunkelbraunen, schulterlangen Haare schwangen mit. »Ich besitze noch einen kleinen Rest Magie, alte Magie, die aus meiner Zeit vor dem Krieg stammt. Sie ist fast verbraucht, deswegen muss ich sie sorgsam einsetzen.«

Ein Moment des Schweigens senkte sich zwischen ihnen und Lin überlegte fieberhaft. Konnte sie ihm vertrauen? Sollte sie erzählen, was der Fratzenmann, der Skarnuch, gesagt hatte, dass ihr Blut kein menschliches enthielt? Doch etwas in ihr hielt sie zurück.

Noch nicht. Noch nicht jetzt.

Moran musterte sie eindringlich. »Konnten sie dich verletzen?«

Lin schüttelte den Kopf. »Er konnte mir nicht wehtun, aber er hatte Gewalt über meinen Körper, es fühlte sich schrecklich an. Wie Eis, das durch meine Adern floss.«

Moran schwieg eine Weile: »Du bist anders und deswegen werden sie uns jagen und auch wegen der Kinder.«, sagte er bedeutsam und betrachtete die kleinen Gesichter.

Lin straffte die Schulter. »Was können wir tun?«

»Diese Schlucht ist durch einen Bann belegt, es hat mich fast meine letzte Magie gekostet und beschützt uns vor den Skarnuch, aber nicht mehr für lange.«

Lin sah in die Gesichter der Kinder, die sich an sie lehnten, bleich, erschöpft und gebrochen. Sie warf einen Blick zum Rand der Schlucht, wo dichte Nebelbänke über einen uralten, verfallenen Brückenbogen zogen.

»Wir brauchen einen Plan«, sagte sie schließlich. »Ich werde als Köder

dienen. Ich bringe sie auf eine falsche Fährte und du bringst die Kinder in Sicherheit.«

Moran sah sie an, sein Blick forschte in ihren Augen nach Wut, nach Schmerz, nach dem Grund für ihren Mut. »Das ist Wahnsinn und das kann ich nicht zulassen. Ich weiß, dass du wichtig bist, ich werde der Köder sein.«

»Sie können mich nicht verletzen, oder?«, sagte Lin, mehr zu sich selbst als zu ihm. »Und wenn doch... dann war es wenigstens meine Entscheidung.«

Er schwieg lange, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, ich mache es und du wirst sie über die Aschenstraße zu einem Treffpunkt bringen. Dort wartet jemand auf uns. Einer von uns.«

Er erklärte ihr seinen Plan und wie sie mit den Kindern laufen mussten.

Lin wollte fragen, was eine von uns bedeutet, doch sie verkniff es sich. Zuerst die Kinder, dann alles Weitere.

Verflucht

Der Morgen graute kaum, ein blasses Licht schlich sich zögerlich über den Horizont, als wäre selbst die Sonne zu vorsichtig, diese verfluchte Landschaft in vollem Glanz zu zeigen. Der Morgenschleier hatte sich zurückgezogen, doch die Luft war düster geblieben, schwer von der Präsenz der Dunkelheit, die sich tief in das Mark der Welt gegraben hatte. Die Kinder kauerten eng zusammen, in Decken gehüllt, ihre Augen wachsam. Lin war bei ihnen, hielt ihre Hände, wärmte ihre kleinen Finger, sprach mit behutsamer Stimme Worte, die Trost spenden sollten, auch wenn sie kaum noch an Trost glaubte. Die Kinder redeten kaum, zu tief saß der Schock, aber sie hatten ihr ihre Namen verraten. Der kleinste war Tom, die mittlere Julie und der größte Miro. Die drei hielten sich, wann immer es ging an den Händen und drückten ihre schwächtigen Leiber aneinander.

Der Anblick war herzerreißend und sie verscheuchte schnell ihre Gedanken an Tian.

Moran stand ein Stück entfernt, den Blick gen Norden gerichtet, wo sich die Schlucht öffnete und der schmale Pfad in eine flache Ebene überging, die für einige hundert Meter keinerlei Deckung bot. Dort würde es geschehen. Er hatte darauf bestanden, den Köder zu spielen.

«Du bist zu wertvoll», hatte er gesagt und etwas in seinem Blick hatte Lin keine Möglichkeit gegeben, zu widersprechen. Seine Stimme war ruhig gewesen, aber dahinter hatte eine Entschlossenheit gelegen, die mehr über ihn verriet als jeder lange Monolog.

«Wenn sie mir folgen, habt ihr eine Chance», sagte er nun, leise genug, dass nur Lin es hörte. «Aber ihr müsst euch beeilen. Sie werden schnell merken, dass ich alleine bin.»

Lin nickte. Ihre Knie bebten. Sie wollte etwas sagen, etwas Wichtiges, vielleicht Danke, vielleicht bleib am Leben, vielleicht irgendetwas, das etwas bedeutete, doch stattdessen legte sie ihm nur die Hand auf den Unterarm, ein kurzer Druck, ein lautloser Dank.

Moran begab sich zur Klippe. Die Schlucht endete abrupt an einer Felskante, unter der ein uralter Wald lag, dessen Baumwipfel sich wie ein wogendes Meer aus Schatten bewegten. Er hob beide Hände und begann zu sprechen, in einer Sprache, die an den Rändern von Lins Verstand kratzte. Worte voller Macht, Worte, die die Luft in Vibration versetzten, sodass sogar der Boden unter ihren Füßen zu summen begann.

Ein Lichtstrahl durchzuckte den Himmel, bläulich-weiß tanzte es über

die Felsen und explodierte in einem Funkenregen, der sich wie glühender Schnee niederließ. Aus den Höhen der Schlucht stürzten sofort die Skarnuch herab, Fratzen verzerrt vom Hass, ihre Magie schillerte wie gequälte Schatten um ihre Leiber. Einer nach dem anderen landeten sie auf dem Plateau, bereit zum Angriff. Doch Moran wich nicht zurück.

Er warf die Hände nach vorne und schleuderte drei Kugeln aus gebündeltem Licht, die sich spiralförmig durch die Luft bohrten und mit einem kreischenden Zischen auf die Angreifer trafen. Zwei wurden sofort zurückgeschleudert, der dritte fing Feuer, ein kaltes, blaues Feuer, das seinen Körper in Sekunden auflöste. Doch es waren zu viele.

Lin konnte sich nicht abwenden. Wie gebannt beobachtete sie, wie Moran sich drehte, auswich, sein Schwert zog, das mit jeder Bewegung ein eigenes Licht erzeugte, eine Aura der Abwehr, die ihn umgab wie ein lebendiger Schild. Die Skarnuch kreisten ihn ein, warfen Schattenpeitschen, Magieschleier, verzerrte Bilder, die den Verstand verwirren sollten. Doch Moran bewegte sich mit der Eleganz eines Kriegers, der wusste, dass er nicht überleben musste, um zu siegen.

«Jetzt!» rief sie, riss sich los vom Anblick des Kampfes, griff nach den Händen der Kinder und rannte los.

Sie jagten durch die Schlucht, eine geheime Abzweigung entlang, die Moran ihnen in der Nacht gezeigt hatte. Der Pfad war schmal, überwuchert von knorrigen Wurzeln und dornigem Gestrüpp. Die Kinder stolperten hinter ihr her. Miro fiel, Lin hob ihn hoch, trug ihn weiter, ihre Lunge brannte, ihr Herz hämmerte wie ein entfesselter Sturm gegen ihren Brustkorb.

Hinter ihnen hallte das Echo des Kampfes. Lichtblitze zuckten durch den Nebel, begleitet vom dumpfen Grollen explodierender Magie. Schreie, verzerrt von der Entfernung, mischten sich mit dem wütenden Kreischen der Skarnuch. Ein einzelner, durch Mark und Bein dringender Laut, als wäre ein großer, uralter Baum zerbrochen, ließ sie für einen Moment erstarren.

Lin wagte nicht, sich zu fragen, ob Moran noch lebte.

Schließlich erreichten sie das Ende des Pfades. Eine hölzerne Pforte, halb verborgen in einem Felsen, mit Runen versehen, die im schwachen Licht glommen. Ein alter Fluchtweg, gebaut von jenen, die einst diesen Landstrich mit Licht durchzogen hatten. Moran hatte ihr erklärt, in welcher Reihenfolge sie die Runen berühren muss. Lin berührte die Runen mit zitternder Hand und sie öffneten sich. Die Tür glitt in den Felsen hinein, wie von Geisterhand bewegt.

«Rein mit euch!» rief sie den Kindern zu. Einer nach dem anderen kroch durch die Öffnung, in einen Tunnel, dessen Ende sie nicht sehen

konnte. Als der letzte Junge verschwand, wollte Lin folgen, doch da bebte der Boden unter ihren Füßen.

Schatten stürzten sich von oben herab. Zwei Skarnuch, aus einem Seitengang gekommen, hatten sie entdeckt. Lin sprang zur Seite, entkam ihren Klauen nur knapp. Eine der Kreaturen brüllte, seine Stimme ein Chor aus Zorn und Magie und schleuderte eine dunkle Kugel auf sie, die knapp neben ihrem Kopf an einem Felsen explodierte. Ein Gesteinssplitter bohrte sich in ihren rechten Arm.

Sie überlegte fieberhaft, den wenn sie jetzt in den Tunnel flüchtete, würden sie ihr folgen und die Kinder wären verloren. Der Tunnel schloss sich hinter ihr, die magischen Runen erloschen.

Also rannte sie in die andere Richtung, quer durch einen Spalt im Felsen, der sich in einen schmalen Pfad öffnete. Sie legte all ihre Kraft in ihre Beine, aus Instinkt, aus Angst, aus einer verzweifelten Hoffnung heraus, dass es irgendwo da draußen einen Ort gab, an dem sie überleben konnte.

Hinter ihr, in der Ferne, drang noch ein letztes Mal das Echo eines Kampfes durch die Klippen, dumpf und verzerrt wie in einem Traum, der in Wahnsinn übergeht.

Die Sonne ging auf, war aber kaum auszumachen im grauen Dunst, als Lin, schwer atmend und von Adrenalin getrieben, durch die enge, zerklüftete Schlucht hetzte, deren Wände sich drohend über ihr aufrühten wie die Fäuste eines vergessenen Gottes. Hinter ihr hallten die kehligen, unmenschlichen Rufe der Skarnuch wider, tief, knurrend, durchsetzt mit einem Laut, der so fremdartig und grausam klang, dass er sich in ihren Kopf fraß. Sie wusste nicht, ob Moran noch lebte, ob die Kinder es geschafft hatten. Alles, was jetzt zählte, war, nicht zu sterben. Jeder Schritt war ein Kampf gegen den steilen, unebenen Boden, der unter ihren Füßen wegrutschte, gegen den Nebel, den selbst der fahle Schein der Sonne kaum durchdringen konnte. Die Felsen waren scharf, rissen ihre Haut auf, als sie sich mit blutigen Knöcheln an Vorsprüngen und Wurzeln entlangzog. Ihre Schulter brannte, die Wunde an ihrem Arm pochte in einem rhythmischen Takt, als wäre sie das Herz eines fremden, bösen Wesens, das nun in ihr schlug.

Schließlich erreichte sie das Ende der Schlucht, wo der Wald begann, ein wirres Geflecht aus knorrigen, entlaubten Bäumen, deren Äste nach ihr griffen. Als wäre der ganze Wald lebendig, ein uraltes Wesen, das sich gegen jeden Eindringling wehrte. Der Boden war feucht, vermodert, ihre Füße versanken bei jedem Schritt in das weiche Erdreich.

Keuchend kämpfte sie sich durch das Dickicht und wehrte Äste und Zweige ab. Immer wieder hörte sie hinter sich das Knacken von

Zweigen, ein Atmen, ein dumpfes, sich näherndes Tappen. Die Skarnuch hatten sie nicht verloren. Ihre Jagd war gnadenlos, unaufhaltsam.

Ein Fluss durchschnitt den Wald wie eine glitzernde Narbe, breit und trügerisch ruhig, das Wasser dunkel und trüb, voll unsichtbarer Strömungen. Lin zögerte nicht, ihre Lunge brannte, ihre Glieder zitterten, doch sie sprang hinein und das eiskalte Wasser riss ihr den Atem aus der Brust. Sie tauchte unter, spürte, wie der Strom an ihr zog, sie über Steine und durch Wurzeln schleifte. Einmal schlug sie hart mit der verletzten Schulter gegen etwas, ein Schmerz, so intensiv, dass ihr schwarz vor Augen wurde.

Sie tauchte wieder auf, keuchend, nach Luft ringend und sah, dass am Ufer zwei Skarnuch durch den Wald brachen und sich sofort ins Wasser stürzten. Hinter ihr peitschte ein Magieball durch das Wasser, traf nahe genug, um eine Druckwelle zu erzeugen, die sie gegen das Flussufer schleuderte. Sie landete im Schlamm, halb bewusstlos, ihre verletzte Schulter und ihr Arm brannte wie Feuer. Sie schaffte es dennoch und hievte sich keuchend auf das felsige Ufer. Ihr Körper wäre am liebsten in sich zusammengesunken, trotzdem zwang sie sich, mit wackeligen Beinen aufzustehen und kraxelte den Hang hinauf. Weiter ging es durch einen Wald, der fast freundlich wirkte, im Gegensatz zum vorherigen. Hier griffen keine Äste nach ihr oder bewegten sich Wurzeln, um sie zu Fall zu bringen.

Doch dieser Schein trügte.

Der Hang war steil, rutschig, von Regen durchweicht und gab unter ihr nach. Sie versuchte, sich festzuhalten, aber ihre Kräfte reichten nicht. Sie rutschte, fiel, überschlug sich.

Blätter, Erde und Steine, ein wilder Strudel, der sie mitriss. Schließlich blieb sie reglos liegen, irgendwo am Fuß eines Abhangs, halb von Erde und Blättern bedeckt und benommen.

Ihr Kopf dröhnte, ihr ganzer Körper war ein einziger, pochender Schmerz. Sie versuchte, sich aufzurichten, aber irgendetwas griff nach ihrem Bein. Sie schrie auf, trat um sich, doch es half nichts. Etwas schleifte sie durch das feuchte Laub, hinein in eine Senke, die dunkler war als die Nacht, dunkler als ihre Angst. Sie krallte sich in den Boden, wollte schreien, bloß kam nur ein erstickter Laut aus ihrer Kehle.

Ihre Finger gruben sich in das Erdreich, fanden keinen Halt.

Die Dunkelheit um sie herum wurde dichter und kälter, die Luft stickig.

Dann, als das letzte Licht verschwand, spürte sie, wie der Boden unter ihr sich öffnete. Sie wurde hinabgezogen in eine dunkle Welt.

Bevor ihr Bewusstsein vollends versank, dachte sie an Tian. An seine

Augen. An seinen Ruf nach ihr und dann war da nichts mehr als Dunkelheit.

Stein

Als Lin langsam aus der Bewusstlosigkeit erwachte, spürte sie zuerst nur dumpfen Schmerz, der sich wie ein dunkler Schleier über ihren ganzen Körper legte. Ihre Schulter brannte, ihre Rippen schmerzten bei jedem Atemzug, und ein dumpfer Druck lastete auf ihrem Schädel. Ihr Körper fühle sich an wie eine einzelne große Schramme.

Es war feucht um sie herum, die Luft roch nach Stein, nach Erde und einem schwachen Hauch von Mineralien. Sie wollte sich bewegen, nur ihr Körper gehorchte ihr kaum. Als sie endlich die Augen öffnete, sah sie zunächst nur verschwommenes Licht und dann stutzte sie.

Das Wesen, das vor ihr stand, war nicht größer als ein Kind, aber es hatte nichts Kindliches an sich. Seine Haut war von einem Grau, das an matt schimmernden Stein erinnerte, als wäre er aus weichem Granit gemeißelt worden. Seine Augen waren groß und schimmerten wie tiefblaue Halbedelsteine, in denen ein melancholisches, ruhiges Leuchten lag. Die Hände bestanden aus drei langen, filigranen Fingern, die sich mit erstaunlicher Vorsicht bewegten, als er gerade die Ränder eines Verbandes über ihrer verletzten Schulter prüfte. Seine Haare ähnelten langen Moosfäden, die im schwachen Licht silbrig glommen und als er den Kopf zu ihr drehte, flackerte in diesen Fäden ein leiser Lichtschimmer auf.

»Du bist wach«, sagte er mit einer weichen Stimme, sanft, tief, und voller Geduld. »Ich heiße Elymur.«

Lin zuckte leicht zusammen, versuchte, sich aufzurichten, aber der Schmerz ließ sie zurück in die weiche Mulde aus Erde und Moos sinken, in der sie lag.

»Wo bin ich?«, flüsterte sie heiser. Ihre Lippen waren trocken und ihre Stimme klang, als hätte sie tagelang geschwiegen.

»In Sicherheit. Ich habe dich gespürt, als die Erde bebte. Du warst verletzt, voller Angst und voller Schmerz. Wir Nerulis sind mit dem Stein verbunden, mit der Tiefe der Welt. Wenn jemand leidet, hören wir das Flüstern in den Wurzeln.«

»Danke.«, sagte Lin schwach, während sie ihn anstarrte, nicht sicher, ob sie träumte oder sich ordentlich den Kopf gestoßen hatte.

Dann fuhr Lin hoch. »Die Kinder! Ich muss die Kinder retten.«

Elymur drückte sie sanft zurück und reichte ihr eine kleine Schale, aus der es nach Kräutern roch. »Wir werden dir helfen. Trink. Es hilft gegen den Schmerz.«

Langsam trank Lin aus der Schale und er erzählte ihr, dass er ein Hüter sei, ein Wächter der Wurzeln und dass ihre Wunden zwar tief, aber nicht tödlich wären. Er hatte sie unter den Wurzeln eines alten Baumes gefunden, halb verschüttet, fast leblos. »Du bist etwas... besonderes, ich habe es gespürt«, fügte er mit einem nachdenklichen Blick hinzu.

»Was meinst du mit Besonders?«

»Das weiß ich noch nicht genau«, sagte Elymur und half ihr, aufzustehen. »Aber die Ältesten werden es wissen.«

Langsam führte er sie durch einen engen Gang, dessen Wände aus Erde und Wurzeln bestanden. Sie wurden durch wenige leuchtende Pilze erhellt, deren Glühen wie flüssiger Sternenstaub in der Dunkelheit wirkte. Als sie den Hauptgang erreichten, öffnete sich vor ihr eine kleine Stadt unter der Erde. Keine Metropole, sondern ein liebevoll gefertigtes Netz aus Höhlen und Gängen, die mit Moosteppichen ausgelegt waren, mit geschnitzten Steinbänken, hängenden Pflanzen und ausgehöhlten Pilzlaternen, die ein sanftes, goldenes Licht verströmten.

Doch es war nicht nur schön, es war auch still. Zu still. Elymur sah sich um, seine Haare glommen leicht. »Die Lichtpilze sterben«, sagte er tonlos. »Sie brauchen Magie, so wie wir. Seit der Dunkelheit, wird das Licht schwächer. Viele von uns... haben die Hoffnung verloren.«

Sie erreichten einen Raum, in dem drei ältere Nerulis auf Steinsitzen warteten. Ihre Augen waren milchig, aber voller Weisheit, ihre Haut war spröder als die von Elymur, und ihre Mooshaare glühten kaum noch. Sie stellten Lin viele Fragen.

Wer sie sei, woher sie komme, was ihr geschehen war. Zuerst zögerte sie, doch schließlich erzählte sie ihnen fast alles.

Vom Überfall, von Henry, von den Skarnuch, von ihrer Flucht, von Moran und den Kindern. Nur das mit dem reinen Feenblut verschwieg sie. Die Ältesten hörten schweigend zu und schließlich sprach die Älteste unter ihnen, ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch:

»Du willst wissen, wie die Dunkelheit kam.«

Lin nickte.

»Es war einst, eine Welt voller Licht. Nachdem der König starb, waren es die Feen, die die Welt nährten, durch ihr Blut, ihren Staub, ihre Flügel, ihre Tänze unter dem Mond. Der Krieg kam. Böse Kreaturen, gierig nach Macht, versuchten, das Feenblut zu kontrollieren. Die Feen... sie waren zu wenige, sie mussten sich mit den Menschen verbinden, um nicht zu sterben. So entstanden die Halbblütigen, wie du, mit Magie im Blut, aber ohne Flügel.«

»Und die Dunkelheit?«

»Mit jedem Flügel, der nicht mehr geboren wurde, starb ein Funke

Magie. Vor dreißig Jahren starb die letzte Fee mit Flügeln. Die Magie versiegte. Seitdem verdunkelt sich die Welt. Die Skarnuch... sie waren einst Menschen, nun Monster. Sie trinken das Blut der Letzten, um noch einen Tropfen Magie zu spüren. Aber je mehr sie nehmen, desto mehr verderben sie.«

Lin schauderte.

»Dein Blut ist mächtig... flüstert, ruft und leuchtet.«

»Hab nur ich diese Gabe? Was ist mit meinen Eltern und meinem Bruder?«

Die Älteste lächelte. »In jedem Menschen steckt Magie, nur meist so wenig, dass es nichts ausmacht, geschweige denn, dass sie sie benutzen könnten. In Kindern steckt meist mehr Magie, daher sind sie gewählte Opfer der Skarnuch.«

»Warum dann ich? Warum ist meine Magie mächtig?«, fragte Lin.

»Das können wir dir nicht beantworten.«

Bedauern schüttelte die Älteste den Kopf, hielt kurz inne und fügte dann hinzu. »Die Dunkelheit wird dich jagen.«

Lin schluckte und kämpfte ihre Angst hinunter »Wisst ihr wie ich meinen Bruder finden kann?«

Die Neruli schüttelte den Kopf. »Es gibt zu viele Möglichkeiten und oft sterben die Menschen, weil die Skarnuch gierig sind und zu viel Blut nehmen.«

Lin ließ den Kopf hängen, doch sie würde weitersuchen. Schließlich war sie hier und hatte die Chance, trotz der Gefahren ihren Bruder zu finden und nach Hause zu bringen.

»Elymur sagte, ihr könntet mir helfen, die Kinder aufzuspüren, die ich im Tunnel zurücklassen musste?«

Die Älteste nickte und daraufhin kam eine Nerulidame herbeigelaufen und Lin sagte ihr, wo sie die Kinder das letzte Mal gesehen hatte. So gut es ging, versuchte sie sich an den Weg zu erinnern, aber für sie war es eine dunkle, grausame Welt voller Tücken, mit wenig Anhaltspunkten.

Elymur legte ihre eine Hand auf den Arm. »Keine Sorge, Mirellin ist unsere Beste, sie wird die Kinder finden.«

Unterirdisch

Die ältesten Nerulis, gebeugt unter der Last der Jahre, aber mit Augen, in denen sich das Wissen einer vergangenen Welt spiegelte, führten Lin durch die gewundenen, grasbedeckten Gänge ihres unterirdischen Reiches. Ihr Gang war langsam, beinahe ehrfürchtig, denn jeder Schritt durch dieses fragile Labyrinth schien kostbar, so als könne ein unachtsames Wort oder eine zu laute Bewegung das Gleichgewicht stören, das seit Generationen mühsam aufrechterhalten wurde. Die Wände waren durchsetzt von feinen Wurzeln, die sich wie Adern durch den Felsen zogen. Hier und da leuchteten die letzten überlebenden Lichtpilze schwach in einem fahlen Ton, welcher kaum genug Helligkeit spendete, um die Gesichter der Alten zu erhellen.

»Sie sterben«, sagte Elymur mit leiser Stimme und streckte eine dreifingrige Hand aus, um einen halbverwelkten Pilz an der Wand zu berühren. »Einer nach dem anderen und wenn das letzte Licht verglimmt, werden auch wir vergehen.«

Lin spürte eine bleierne Schwere auf ihrer Brust, als sie sah, wie ein Pilz, kaum größer als ihre Handfläche, sein Leuchten verlor. Innerhalb von Sekunden kollabierte er, wurde erst grau, dann schwarz und schließlich fiel er als schleimige, stinkende Masse zu Boden. Ein widerlicher Geruch breitete sich aus, faul und nach Verfall riechend, sodass Lin unwillkürlich einen Schritt zurückwich und sich die Hand vor den Mund hielt.

Sofort kamen zwei junge Nerulis und beseitigten die widerlichen Überreste.

Sie gingen weiter und Lin bewunderte diese wunderschöne, unterirdische Stadt, die in den Schatten unterging und ihr trotzdem einen Frieden vermittelte, wie sie ihn nur bei ihrer Tante gespürt hatte.

Ihr Blick blieb an einem Pilz hängen, dessen Leuchten nur noch wie ein zitternder Hauch war, kaum sichtbar, kaum spürbar, doch noch war da etwas. Ein unbändiger Drang stieg in ihr auf, ihn zu berühren. Sie hob zögernd die Hand, ein Prickeln in ihren Fingerspitzen, ein inneres Ziehen, als würde der Pilz sie erkennen, als würde er auf sie warten.

Als ihre Haut schließlich die kühle, feuchte Oberfläche des Pilzes berührte, geschah das Unfassbare. Er begann zu leuchten. Nicht zaghaft, nicht schwach, er explodierte förmlich in einem Strom aus goldenem Licht, das in Wellen durch den Gang pulsierte, sich über die Decke ausbreitete und auch im letzten Winkel die Schatten vertrieb.

Die Nerulis wichen erschrocken zurück. Ihre Mienen wandelten sich von Überraschung zu Ehrfurcht.

Elymur flüsterte: «Du bist das Licht.»

Von diesem Moment an folgte Lin ihrem inneren Ruf. Sie ging durch die Stadt, berührte jeden Pilz, dessen Leuchten noch zu retten war. Von ihrer Magie war sie absolut gefesselt. Wenn sie es hier nicht direkt erleben würde, würde sie es nicht glauben. Lin dachte an den Kerker und wie sie den Tisch gegen den Skarnuch geschleudert hat. Auch das konnte sie bisher nicht richtig verarbeiten.

In ihr war Magie, unglaublich!

Die Nerulis standen um sie herum, manche weinend, manche betend, manche einfach nur stumm vor Staunen. Die Stadt wandelte sich in eine leuchtende Oase und als sie alle Pilze berührt hatten, fühlte Lin sich ausgelaugt und kraftlos, hingegen ihr Herz vor Freude sang. Die Nerulis sanken auf die Knie und huldigten ihr, was sie erst peinlich berührt einige Schritte zurücktreten ließ, um darauf sie zum Aufstehen zu bewegen.

Doch die Nerulis ließen sich nicht beirren, da aus ihrem sterbenden Ort ein leuchtendes Wunder wurde, ein Refugium in der Dunkelheit.

Sie brachten ihr Geschenke, gaben ihr Obst, kleine runde violette Beeren und andere Kleinigkeiten, wie Nüsse und Samen. Lin war sehr berührt und da sie sehr großen Hunger verspürte, verspeiste sie sofort einige der süßen Beeren, die ein wenig nach Pfirsich schmeckten. Da ihre Hosentaschen und Hände immer voller wurden, verteilte sie die Nahrungsmittel an die Kinder und genoss selber noch etwas von den Nüssen, die einen einzigartigen Geschmack besaßen, den sie nicht hätte beschreiben können. Elymur nickte ihr Lächeln zu. »Du ehrst uns, Lin. Du schenkst uns nicht nur Licht, du...«

Ein tiefes, grollendes Dröhnen erschütterte die Erde, ließ Staub von den Decken rieseln und ließ Pilze erzittern. Lin erstarrte mitten in der Bewegung, als sie sich gerade eine weitere Nuss in den Mund stecken wollte.

Die Nerulis hoben die Köpfe, als könnten sie durch Gestein hören, was sich dort oben regte.

Dann explodierte die Decke. Stein barst in tausend Splitter, Lichtpilze platzten wie zerdrückte Glaskugeln und ein Schwarm schwarzer Schatten stürzte sich in die Tiefe. Die Skarnuch. Ihre Fratzen entstellt, von Narben zerschnitten, Augen glühend vor Hass und Hunger. Ihre Haut schien aus Rauch und Schatten gewebt, ihre Hände klauenartig, in denen sie Waffen trugen, die aus reiner Dunkelheit geschmiedet waren.

Die Skarnuch stürmten durch die geöffneten Höhlengänge wie eine schwarze Seuche, die alles verschlang, was ihr in den Weg kam. Ihre

verzerrten Gesichter glühten im Schein der Lichtpilze wie Fratzen aus einer anderen Welt und ihre Körper bewegten sich mit unheimlicher Schnelligkeit.

Der erste Neruli wurde aufgespießt, ehe er einen Laut von sich geben konnte. Die anderen schrien laut durcheinander. Schrille, durch Mark und Bein gehende Töne, die wie ein letzter Widerhall einer sterbenden Kultur durch die Gänge hallten. Die Nerulis hatten keine Magie, um sich zu wehren, nur ihre uralte Klugheit und ihren verzweifelden Willen, zu überleben. Sie flohen nicht, sie warfen sich den Angreifern entgegen, bewaffnet mit nichts als langen Stäben aus Kristallholz, Netzen aus Pilzfäden und einer Wildheit, die aus der Verzweiflung geboren war.

Lin taumelte zurück, griff nach zwei Nerulikindern und suchte Schutz hinter einem Felsvorsprung, während sie zusah, wie Elymur einem Skarnuch einen der Pilzstäbe in die Kehle rammt, nur um im nächsten Moment von einem weiteren Skarnuch zu Boden geschleudert zu werden. Sie wollte schreien, bloß ihre Stimme blieb in ihrer Kehle gefangen. Ihre Glieder zitterten, nicht aus Angst, sondern aus Ohnmacht, weil sie nicht wusste, wie sie ihre Magie einsetzen konnte.

Ein Skarnuch entdeckte sie, brüllte ein Wort in einer Sprache, die sich wie gebrochene Knochen anhörte und schleuderte einen Lichtball in ihre Richtung. Lin riss die Hände hoch, etwas schrie in ihr auf und der Lichtball zerschellte an einer unsichtbaren Barriere, prallte zurück und explodierte über dem Kopf des Angreifers. Die Wand stürzte ein.

Staub und Gestein wirbelten durch die Luft und verschleierten die Sicht. Lin schaute nach den Kindern, die husteten und sie mit angsterfüllten Augen ansahen. Lin streichelte ihnen über ihre mossigen Köpfe und sprach beruhigend auf sie ein. Eine Nerulifrau kam angerannt, umarmte die Kinder schnell, nickte Lin dankend zu und zog die Kinder hinter sich her in eine Felsspalte. Lin hoffte inständig, dass es sich um einen Weg nach draußen handelte.

Elymur hetzte auf sie zu, dessen moosgrüne Haare in verzweifellem Zorn glühten und winkte sie zu sich. Sein Blick war starr vor Entsetzen, doch seine Stimme war fest. »Wir müssen weg! Bitte setzt deine Magie nicht ein, sonst finden sie uns. Du darfst nicht sterben, Lin, du bist wichtiger, als du begreifst.«

Lin starrte ihn entsetzt an. »Was? Ich habe sie hierhergeführt?«

Während Elymur sie vor sich herschob, sagte er. »Deine Magie ist wie eine goldene Spur, ich kann sie spüren.«

Zerbrochen

Rauch und Staub wirbelten durch die engen Gänge. Schreie hallten von den Wänden wider. Der dumpfe Aufprall von Waffen gegen die steinernen Nerulikörper waren wie die Schläge eines bösen Gottes. Die Ältesten, die Lin noch wenige Stunden zuvor die Geschichte ihrer Welt erzählt hatten, lagen mit zerbrochenen Knochen am Boden, ihre milchigen Augen ins Leere starrend, ihre Körper in sich zusammengesackt.

Einige Nerulis verteidigen sich, warfen sich mit ihren drei langen Fingern gegen die Eindringlinge, versuchten sie zu blenden, zu täuschen, zu verwirren. Einigen gelang es, Lichtpilze zu zerdrücken, um die Skarnuch zu blenden, sodass sie für wenige Sekunden blind taumelten, die Gelegenheit für andere, zu fliehen oder ihre Familien zu schützen. Aber es reichte nicht aus.

Nicht gegen diese gierigen und grausamen Bestien.

Elymur führte Lin und eine kleine Gruppe Überlebender in einen der alten, verborgenen Tunnel. Es war kaum mehr als eine schmale Spalte im Stein, von Wurzeln durchzogen, muffig und eng. Als Lin noch einen letzten Blick zurückwarf, erblickte sie nur Grauen. Die Stadt der Nerulis war gefallen. Leuchtpilze zertrampelt, Häuser eingestürzt, Blut lief in Rinnsalen durch die Gänge. Die Skarnuch schlachten alle Nerulis ab, die nicht rechtzeitig in unterirdische Gänge verschwinden konnten. Tränen der Wut und der Trauer brannten ihr in den Augen, es war so grausam und unnötig und sie war schuld daran. Wäre sie nicht hier und hätte sie die Pilze nicht zum Leuchten gebracht, wäre das alles nicht passiert. Tränen lösten sich und verschleierten ihr den Blick.

Der Tunnel verlief weit in die Tiefen des Berges, fern von der leuchtenden Stadt. Lin musste sich ducken, robben, ihre schmerzende Schulter an scharfen Steinen vorbeizerren und versuchen, das Stöhnen der Verwundeten zu ignorieren. Der Boden war feucht und kalt, schleimiges Unkraut machte das Vorwärtskommen schwierig und das Licht wurde immer schwächer, so auch die Luft zum Atmen. Alle keuchten und erlaubten sich trotzdem keine Pause, wohl wissend, dass der Tod hinter ihnen lauerte. Die Skarnuch waren ihnen auf den Fersen. Lin konnte ihre Schritte hören. Schnelle stampfende Schritte, die nichts Gutes verhiessen.

Schließlich erreichten sie einen Knotenpunkt, einen alten Tunnel, der senkrecht nach unten führte. Elymur drehte sich zu Lin, sein Gesicht von Schweiß und Dreck gezeichnet. »Der Weg führt in einen

unterirdischen Fluss. Es wird gefährlich, aber wir müssen jetzt springen. Wir haben keine Wahl.«

Ein älterer Neruli, der seinen blutenden Arm hielt, schüttelte den Kopf. »Nicht alle von uns können springen.«

Lins Herz zog sich zusammen. Sie ergriff die Hand des Alten.

»Wir springen alle gemeinsam.«

Elymur sah sie an, als wolle er widersprechen, doch dann nickte er nur, seine Augen leuchteten ein letztes Mal hellblau auf. Er half einem verletzten Kind über die Kante, dann einer älteren Frau. Einer nach dem anderen verschwanden die Nerulis im Dunkeln der Schlucht. Der letzte war Elymur. »Komm, Lin. Jetzt.«

Sie drückte die Hand des älteren Nerulis und zusammen sprangen sie in das schwarze Nichts. Eiskaltes Wasser umschloss Lin wie ein feuchtes Grabtuch und riss ihr mit gnadenloser Gewalt den Atem aus der Lunge. Der unterirdische Fluss, in den sie zusammen mit Elymur und den letzten überlebenden Nerulis gestürzt war, tobte wie ein wütendes Tier durch das enge steinerne Bett, das sich durch die Dunkelheit wand wie der Leib einer uralten Schlange.

Das Wasser zerrte an ihren Gliedern, schleuderte sie gegen scharfkantige Felsen und raubte ihr die Orientierung. Verzweifelt versuchte sie sich über Wasser zu halten. Neben ihr tauchte Elymur kurz auf, seine Haare klebten ihm wie Algen im Gesicht und seine Augen waren vor Anstrengung geweitet, während er mit einem seiner langen Arme nach einem Neruli griff, der durch die Strömung zu versinken drohte.

Das Kreischen der Nerulis vermischte sich mit dem dumpfen Dröhnen des Wassers, das sich in immer schnelleren Wirbeln durch die Schlucht drängte. Lin klammerte sich an einen der kleinen, leuchtenden Pilze, der wie durch ein Wunder an einem felsigen Vorsprung wuchs. Nur die schleimige Oberfläche bot kaum Halt und im nächsten Moment wurden sie alle von einer heftigen Stromschnelle erfasst, die sie wie Spielzeug durch eine enge Felsspalte drückte.

Der Tunnel wurde schmaler, Wasserfälle stürzten aus seitlichen Öffnungen in den Hauptstrom und verwandelten das Flussbett in ein heulendes Chaos aus Wasser, Gischt und dunklem Felsen. Immer wieder wurden Nerulis unter Wasser gedrückt, tauchten nach Luft schnappend wieder auf, nur um gleich darauf erneut von der Strömung erfasst zu werden.

Lin spürte, wie ein Körper gegen ihren prallte, kleine Finger umklammerten ihren Arm, und sie erkannte das Gesicht einer jungen Neruli, deren Augen sich weit vor Panik öffneten. Mit letzter Kraft zog

sie das kleine Wesen an sich, drückte es gegen ihre Brust, trat mit den Beinen gegen den Sog an und schrie Elymur zu, dass sie zum Ufer schwimmen sollten. Lin bezweifelte, dass er sie über das tosende Wasser gehört hatte. Die wenigen Pilze, die hier noch wuchsen, warfen flackernde Schatten an die Wände und ließen das Wasser wie flüssiges Silber glänzen, das über schwarze Klingen rann.

Hinter ihnen erklangen plötzlich kehlige Rufe, gurgelnd und aggressiv und Lin schaute entsetzt zurück. Zwei Skarnuch waren ebenfalls gesprungen, ihre bleichen Fratzen durch die Strömung verzerrt, die Haut zuckend vor dunkler Magie, während sie sich mit erschreckender Kraft durch das Wasser schoben. Ihre Bewegungen waren unnatürlich schnell, ihre Arme schlugen mit perfekter Koordination gegen die Strömung, ihre Augen glühten mit einem fahlen Licht, das selbst das leuchtende Pilzlicht verschluckte.

Einer der Skarnuch schnappte nach einem Neruli, verfehlte ihn um Haaresbreite und stieß ein wütendes Fauchen aus, das Lin bis ins Fleisch schnitt. Elymur schrie etwas auf Nerulisch, ein Wort wie ein Befehl, das zwischen den Wellen zerschellte.

Doch seine Stimme war durchdringend genug, dass die Nerulis sich instinktiv zusammenballten, sich gegenseitig hielten und mit aller Kraft gegen die Strömung ankämpften.

Ein tiefes Grollen rollte durch die Felsschlucht, als würde etwas Riesiges unter ihnen erwachen. Einen Sog erfasste ihre Beine und Lin ging unter. Mit Bestürzung sah sie einen riesigen Schatten, der sich unter ihnen bewegte. Groß wie ein Boot, gleitend wie ein Raubtier. Prustend kam sie wieder hoch.

Der erste Skarnuch bemerkte es zu spät. Mit einem Schrei, der sich in einem gurgelnden Laut verlor, wurde er von unten gepackt. Zähne, groß wie Dolche, schnitten durch Fleisch und Knochen, zerrissen ihn in der Mitte, als wäre sein Körper aus Stoff. Blut färbte das Wasser schwarz, sein Oberkörper trieb regungslos davon, während seine Beine noch zappelten. Dann verschwand auch der Rest.

Das Wesen, ein uraltes Wassermöster mit glitschiger, schuppiger Haut, sein Maul riesig und Augen wie erloschene Monde.

Lin schüttelte es durch, als sie das riesige Monster, das sie entfernt an einen Alligator erinnerte, auf den zweiten Skarnuch stürzten sah. Dieser versuchte noch, gegen das Wasser anzuschwimmen, schleuderte einen Lichtball, der in der trüben Gischt verpuffte, aber es war zu spät. Der Kiefer des Monsters schloss sich mit einem Knacken, das Lin durch Mark und Bein fuhr und zog auch diesen Skarnuch unter Wasser. Blut und Körperfetzen trieben im Wasser, sie wandte den Blick ab,

kämpfte weiter gegen das Würgen, während sie sich mit verzweifelter Tritten aus der Hauptströmung löste und sich auf ein kleines, kiesiges Ufer rettete. Elymur tauchte neben ihr auf, hielt zwei zitternde Nerulis im Arm und keuchte schwer. Weitere Überlebende zogen sich an das Ufer, hustend, blutend, zitternd.

Ein Felsvorsprung ragte einige Meter über ihnen hervor, fast wie ein schmaler, natürlicher Balkon, auf dem sie sich vor dem Monster retten konnten.

Lin zählte durch, sah sechs Nerulis, dann sieben, dann acht. Allerdings fehlte noch einer.

Eine Neruli kämpfte sich noch durch die Gischt, nur wenige Meter vom Ufer entfernt, als das Monster erneut aus der Tiefe schoss.

Das riesige Maul packte sie am Fuß, sie schrie auf, drehte sich im Wasser, der Schmerz verzerrte ihre Züge und das Wasser färbte sich dunkel.

»Nein!« schrie Lin und wollte sich ins Wasser stürzen, doch Elymur hielt sie zurück, sein Griff überraschend stark. Die anderen schrien ebenfalls, ein Chor aus Entsetzen, Verzweiflung und Ohnmacht.

Vorsprung

Das Monster tauchte wieder auf, diesmal näher. Seine riesige Masse warf Wellen gegen das Ufer und der Schwanz, dicker als ein Baumstamm, krachte gegen die Felswand.

Stein splitterte, Wasser spritzte und ein weiterer Neruli wurde fast zurück in die Fluten gezogen.

Mit vereinten Kräften zogen sie sich über die nassen Felsen hinauf, klammerten sich an scharfe Kanten, Füße rutschten auf glitschigem Moos, dennoch schafften sie es hinauf und höher, bis der Lärm des Wassers hinter ihnen zurückblieb, bis sie schwer atmend auf dem Vorsprung lagen und nichts als das pochende Blut in ihren Ohren hörten.

Lin hob den Blick, sah Elymur an, der bleich wirkte. Seine Augen schlossen sich kurz und sie wusste, dass sie nur knapp dem Tod entronnen waren. Jedoch hatte sie sich zu früh gefreut.

Der Felsvorsprung bebte unter einem weiteren peitschenden Aufprall und immer größere Stücke brachen weg, als der massige Schwanz des Monsters erneut gegen das Gestein schlug, das gerade noch genug Halt bot, um Lin, Elymur und die restlichen Nerulis über der tosenden Gischt des unterirdischen Flusses zu tragen. Das krachende Wasser der aufgewühlten Strömung vermischte sich mit dem gurgelnden, gutturalen Fauchen der Bestie, deren schuppiger Rumpf sich in die enge Wasserader wand wie eine lebendig gewordene Naturgewalt. Immer wieder donnerte der Schwanz gegen das Gestein. Sprengte dabei Splitter von der Wand und ließ Staub und feine Kiesel regnen, während die Kreatur sich ungeduldig drehte, ihre klauenbewehrten Vorderpranken gegen die Wand stemmte und sich langsam immer weiter aus dem Wasser zu heben begann.

Lin presste ihren Rücken gegen die Felswand, die sich hinter ihr feucht und kalt anfühlte und versuchte, nicht zu schreien, als ein erneuter Schlag sie beinahe von den Füßen riss. Die Nerulis, mit nassen Mooshaaren, schmutzverkrusteter Haut und weit aufgerissenen Edelsteinaugen, sammelten Steine, Brocken und warfen sie mit verzweifelter Kraft auf das Ungeheuer. Doch das Tier schüttelte sich nur, als seien es lästige Fliegen, stieß ein wütendes Grollen aus und schlug nun doppelt so schnell und erbarmungslos mit dem Schwanz gegen den Vorsprung.

»Elymur!« Lin schrie gegen das tosende Geräusch an und griff nach seinem Arm, mit dem er gerade einen Felsbrocken werfen wollte. »Das bringt nichts! Es wird uns zermalmen, wenn wir hierbleiben!«

»Ich weiß!« Elymur warf den Felsen trotzdem, traf das Monster knapp über dem Auge, wo die schimmernden Schuppen dunkler waren. »Aber was sollen wir tun? Wohin können wir noch?«

Lin blickte hektisch umher, tastete mit den Augen jeden Winkel der Wände ab, blieb an jeden zerklüften Überhang hängen. Das Licht der letzten intakten Leuchtpilze fiel nur blass auf das aufgewühlte Wasser. Hinter dem Felsvorsprung fiel der Fluss steil ab, eine weitere Stromschnelle wartete, vielleicht ein Todesurteil. Weiter konnte sie nicht sehen. Oberhalb in der Wand, schien sich ein dunkler Spalt zu befinden, kaum größer als ein Riss, doch vielleicht groß genug für die Nerulis.

»Da!« rief Lin, streckte den Arm aus und zeigte auf den Spalt. »Siehst du das? Oben links in der Wand, da könnte ein Durchgang sein!«

Elymur kniff die Augen zusammen, dann rief er den anderen etwas in der Sprache der Nerulis zu, ein rauer Klang, der dennoch in der Luft vibrierte. Zwei Nerulis versuchten sofort, den Spalt zu erreichen, kletterten auf die bröckelnde Kante und zogen sich mit erschöpften Bewegungen in die Richtung der dunklen Öffnung.

»Glaubst du, da geht es weiter?« fragte Elymur, seine Stimme zitterte nun leicht. »Es könnte ein Wurzelgang sein oder der Zugang zu einem alten Schacht, wir wissen nicht, wohin er führt.«

»Aber es ist das Einzige, was wir haben«, keuchte Lin.

Ihre Schulter brannte noch immer von dem Felssplitter, der sie getroffen hatte, aber sie ignorierte den Schmerz, stemmte sich an der Wand hoch und versuchte die ersten Unebenheiten zu ertasten. »Ich klettere hoch, hilf mir dann, die anderen nachzuziehen!«

»Nein, ich gehe zuerst«, erwiderte Elymur, legte ihr eine schmale Hand auf den Arm. »Wenn du fällst, ist alles verloren. Du darfst nicht sterben. Du bist die Letzte, die noch Licht bringen kann.«

Lin wollte widersprechen, nur der Ausdruck in seinen schimmernden Augen ließ sie verstummen. Sie nickte nur und er kletterte, schnell und gewandt trotz der Nässe, bis er den Spalt erreichte. Mit einem leisen Aufschrei hineinkroch und verschwand.

In diesem Moment krachte der Schwanz erneut gegen die Felsen, ein so gewaltiger Schlag, dass der gesamte Vorsprung ächzte und sich gefährlich nach vorne neigte. Ein Schrei gellte durch die Höhle, einer der Nerulis rutschte ab, konnte sich mit letzter Kraft festklammern, während die anderen begannen, in Panik durcheinanderzuschreien.

Ein weiterer Schlag, dann geschah das Unausweichliche. Die Felswand splitterte und der Neruli stürzte zurück, wurde vom peitschenden Schwanz des Monsters am Bein erwischt und ins Wasser geschleudert. Die Kreatur brüllte triumphierend und schnappte erneut

zu.

»Nein!« Lin schrie und konnte nur zusehen, wie der Neruli gepackt und in einem verschlungen wurde.

Doch das Monster hatte immer noch nicht genug und drehte sich, die Pranken fest im Stein verankert. Es schlug mit dem Schwanz nicht mehr gegen den Vorsprung, sondern gegen die Felswand, in der der Spalt verborgen lag. Die ganze Wand zitterte, kleine Steine regneten herab.

»Komm jetzt!« Elymur beugte sich aus dem Spalt, reichte Lin die Hand. Zwei andere Nerulis hielten sich bereits an ihm fest, zogen gemeinsam.

Lin trat auf einen rutschigen Vorsprung, glitt fast ab, krallte sich an einer Ranke fest, dann schob sie sich mit letzter Kraft nach oben, in den engen Tunnel, der sie aufnahm wie eine schützende Höhle. Elymur half ihr hinein, dann begannen sie sofort, die anderen hochzuziehen, während unter ihnen das wütende Brüllen des Monsters lauter wurde, da es wohl begriff, dass es seine Beute verlor. Die Höhle bebte erneut.

»Schneller!«, rief Lin. »Es wird gleich alles zusammenstürzen.« Sie zogen, hievten, schoben, bis alle sich im schmalen Tunnel befanden. Elymur zögerte einen Moment, blickte zurück und seine glimmenden Mooshaare flackerten im unsteten Licht. Dann wandte er sich ab.

Der Tunnel war eng, roch modrig und feucht, aber er führte bergauf, weg vom Wasser und das allein war genug. Hinter ihnen hallte noch einmal ein ohrenbetäubendes Dröhnen durch das Gestein und ein Brüllen.

Lin scheuchte die Nerulis weiter und keinen Moment zu früh. Es krachte und knirschte und ein Teil der Wand fiel in sich zusammen und versperrte den Eingang, hüllte sie in Staub und Dunkelheit.

Nur das vorsichtige Atmen der Geretteten, das Tropfen von Wasser und das pochende Echo ihrer eigenen Herzen waren zu hören.

Mooshaar

Der Gang war so schmal geworden, dass Lin den Kopf einziehen musste. Ihre Schultern rieben an der feuchten Felswand, während sie versuchte, das Gleichgewicht zu halten auf dem unebenen, rutschigen Boden, der kalt und schleimig war wie das Innere eines uralten Tieres, das nie das Licht der Welt gesehen hatte.

Lin ekelte sich, da sie immer wieder in Feuchtigkeit fasste und nicht sehen konnte, was es genau war, doch sie riss sich zusammen. Hinter ihr keuchte einer der jungen Nerulis und vor ihr kroch Elymur mit gebeugtem Rücken. Sein Mooshaar glomm schwach in einem fahlen Türkis, das kaum mehr als einen schmalen Lichtkreis um ihn zog, gerade genug, um die nächsten zwei Schritte zu erkennen.

Die Stille war gespenstisch. Eine bedrückende Abwesenheit von Geräuschen, unterbrochen nur vom dumpfen Tropfen ferner Wasseradern und dem gelegentlichen nervösen Schluchzen eines der jüngeren Nerulis. Die Anspannung in Lins Schultern wuchs, ihr Herz schlug schnell im Rhythmus der Angst und es zog kalt durch ihre Glieder. Sie hatte das Gefühl, dass der Tunnel sie verschlingen wollte, wie der Schlund eines vergessenen Wesens.

Plötzlich blieb Elymur stehen, seine Hand tastete blind über eine Felsnase, seine Haltung war leicht gekrümmt, als würde ihm das Atmen schwerfallen. Lin wollte gerade etwas sagen, als ihre Hand erneut in eine Pfütze eintauchte und es sich warm auf ihrer Haut anfühlte. Sie hielt inne, rieb die Finger aneinander, hob sie näher an ihr Gesicht. Die Flüssigkeit war dickflüssig, mit einem grauen, schimmernden Glanz, der im schwachen Licht metallisch flackerte.

»Elymur!« Ihre Stimme zitterte. »Was ist das?«

Er antwortete nicht, er kniff die Augen zusammen und sein Atem war flach und rasselnd.

Lin bemerkte nun mit wachsender Sorge, dass das Leuchten in seinen Haaren nicht nur schwächer wurde, sondern auch unregelmäßig flackerte, als würde seine innere Kraft verblassen.

»Bleib stehen.« sagte sie eindringlich, kroch zu ihm. »Das ist dein Blut, nicht wahr?«

Elymur sah sie für einen Moment an und seine Augen, sonst wie tiefblaue Kristalle, wirkten milchig, als würde sich ein Schleier über sein Bewusstsein legen. Schließlich nickte er kaum sichtbar.

»Der Schwanz... als er gegen die Wand schlug... ich wurde getroffen, Lin.

Es hat mich an der Seite erwischt. Ich... habe es nicht sagen wollen. Wir mussten weiter.«

Ein erschrockener Laut ging durch die Gruppe, als sich die Nerulis hinter ihnen sammelten. Manche keuchten vor Entsetzen, andere verstummten gänzlich. Die Jüngsten begannen zu weinen, ihre Stimmen hallten an den Wänden wider.

»Du hättest was sagen müssen!«, fuhr Lin ihn an, ihre Stimme klang eher verzweifelt als wütend. »Wie schlimm ist es? Zeig es mir.«

Elymur stützte sich gegen die Wand, während Lin vorsichtig das Pflanzengewebe an seinem Rücken beiseiteschob, das wie ein natürliches Hemd seinen Leib bedeckte. Unter der feuchten Matte offenbarte sich eine tiefe, zackige Wunde an seinen Rippen, aus der sein graues Blut sickerte.

»Es... es ist nicht schlimm«, sagte er schließlich, mit brüchiger Stimme, nicht wie sonst voller ruhiger Überzeugung, sondern wie das Flackern einer sterbenden Flamme.

»Nicht schlimm?« fauchte einer der älteren Nerulis, der sich näher geschoben hatte. Seine Stimme war rau und zitternd. »Du verlierst deine Essenz, Junge. Wenn wir nicht bald etwas tun, wirst du dein Leben verlieren und mit dir die Hoffnung, die wir noch haben.«

»Es geht schon, Esmir«, sagte Elymur bedrückt.

Ein anderer Neruli, breiter gebaut und mit einem finsternen Blick, trat aus der Dunkelheit hervor. Sein Name war Marrik und er hatte Lin bisher mit misstrauischer Zurückhaltung beobachtet.

»Wir könnten sie nutzen.«, sagte der alte Esmir plötzlich, mit einem ruhigen Blick auf Lin. »Sie hat die Pilze geheilt, ihr Blut ist reines Feenblut, so stark, wie wir es seit Jahrhunderten nicht mehr gespürt haben.«

Lin wich einen Schritt zurück, ihr Herz pochte wild. »Was meint ihr? Wie soll ich... ich weiß nicht einmal, wie ich es getan habe. Es war ein Gefühl, mehr nicht.«

»Gefühle reichen oft aus«, sagte der Alte ruhig, seine Stimme wie der sanfte Klang tropfenden Wassers. »Leg deine Hand auf seine Wunde, konzentriere dich auf das Licht in dir und erinnere dich daran, was du gespürt hast, als du den sterbenden Pilz berührt hast.«

»Nein«, unterbrach Marrik scharf, trat zwischen sie, seine Miene angespannt, seine Augen dunkel vor Angst geweitet. »Wenn sie das tut, wenn sie ihre Magie wieder so entfesselt, dann wird es wie ein Leuchtfeuer für unseren Standort sein. Die Skarnuch jagen nach solcher Energie, sie würden den letzten Winkel dieser Tunnel nach uns absuchen, sie würden uns finden, ehe wir atmen können.«

Aufgeregtes Murmeln ging durch die Nerulis. Angst spiegelte sich auf ihren kleinen Gesichtern, die Augen der Kinder glänzten feucht vor Furcht, als sie dicht an ihre Mütter gedrückt wurden, die wiederum zwischen Sorge um Elymur und der Panik vor einer erneuten Entdeckung schwankten.

Lin blickte auf Elymur, der inzwischen auf einem Felsvorsprung kauerte. Seine Haut wirkte stumpf, als hätte sie ihren Glanz verloren, seine Mooshaare waren nur noch ein blasses Glimmen in der Dunkelheit.

»Ich entscheide das«, sagte sie schließlich mit fester Stimme, trat an Elymurs Seite und kniete sich neben ihn.

»Wenn ich es nicht versuche, wird er sterben und ohne ihn haben wir keine Chance. Ich kann nicht versprechen, dass es nicht gefährlich wird, aber ich weiß, dass ich es nicht unversucht lassen kann.«

Elymur versuchte zu sprechen, wollte protestieren, doch sie berührte ihn am Arm.

»Nicht reden«, flüsterte sie und legte sie ihre Hand auf seine Brust, erspürte das Pochen seines schwächer werdenden Herzens. Sie wusste nicht, warum sie nicht die Hände auf seine Wunde legte, aber etwas sagte ihr, dass es so richtig war. Sie konzentrierte sich auf das Gefühl, das in ihr erwachte, dieses leise Summen unter ihrer Haut, das wärmende Kribbeln in ihren Fingern, das ihr sagte, dass mehr in ihr war als bloßes Fleisch und Blut.

Lin verzog vor Konzentration ihr Gesicht und versuchte, dieses Gefühl zu verstärken, nur ebte es immer wieder ab. Sie atmete tief durch, schüttelte sich und versuchte es noch einmal. Erneut schaffte sie es nicht, irgendwas über das pulsierende Empfinden hinaus zu tun, obwohl sie jede Faser ihres Körpers darauf beschwor. Verkrampft und zitternd seufzte sie auf und wagte es nicht, irgendjemanden in die Augen zu schauen. Sie meinte die Enttäuschung förmlich schmecken zu können, die in der Luft hing.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. »Du musst dich entspannen, Mädchen. Magie kann man nicht zwingen.« Esmir nahm seine Hand wieder runter, nachdem er ihre Schulter noch sanft gedrückt hatte.

Lin atmete noch einmal tief durch und versuchte innerlich ruhig zu werden und suchte nach dem Gefühl, dass sie bei den Leuchtpilzen hatte. Dann stellte sie sich Elymur als Pilz vor und musste beinahe kichern, jedoch war die Situation zu ernst und dann endlich, wuchs das Kribbeln zu einer pulsierenden Macht an. Langsam und mit höchster Konzentration beugte sie sich zu Elymur und legte ihre Hände über sein Herz.

Ein warmes Aufleuchten entstand zwischen ihren Handflächen, wie

eine kleine Sonne, die sich entfaltete, golden und warm und sich in Elymurs Körper ergoss. Dort verteilte es sich wie Licht, das durch die Risse eines verschlossenen Raumes bricht, ein stilles, heilendes Leuchten.

Elymur keuchte auf, ein Ruck durchzog seinen Körper, seine Haare begannen in einem kräftigen Blau zu leuchten, stärker als zuvor, fast blendend im engen Tunnel und für einen Moment glaubte Lin, sie würde in seiner Nähe schweben, so leicht fühlte sich ihr Körper an, so fremd und gleichzeitig auch vertraut.

Als das Licht verblasste, öffnete Elymur seine Augen, klar und leuchtend und atmete tief durch.

»Du hast mich gerettet.«, flüsterte er, ein ehrfürchtiges Staunen in der Stimme. Sie schenkte ihm ein glückliches Lächeln.

Eine tiefe, ehrfürchtige Stille lag über der kleinen Gruppe in dem kalten, tropfenden Tunnel. Die anderen Nerulis hatten sich um sie versammelt, ihre Augen in der Dunkelheit leuchteten wie Kristalle, die das letzte verbliebene Licht der Mooshaare auffingen. Einige der älteren Wesen senkten ehrfürchtig den Kopf, andere wagten kaum zu atmen, während das schwache Glühen von Elymurs Haar erneut heller wurde und schließlich einen matten, aber konstanten Schein in die stickige Enge brachte.

Lin trieb die Nerulis zur Eile. »Wir müssen weiter, sie haben bestimmt schon meine Spur.«

Lin hatte das Zittern in ihren Händen noch nicht ganz unter Kontrolle. Die Magie war durch sie hindurchgeflossen wie ein Strom glühender Hitze, der sie für einen Moment glauben ließ, dass sie schweben würde und doch hatte sie es zugelassen, hatte sich geöffnet, weil sie in Elymurs verzerrtem Gesicht erkannt hatte, wie nah er dem Ende gewesen war. Sein Blut, grau und von einem metallischen Geruch durchzogen, klebte noch an ihrer Hose, aber der Schnitt in seinen Rippen hatte sich langsam geschlossen, als ob die Fäden der Magie sich wie zarte Wurzeln miteinander verwoben hätten.

»Du hättest das nicht tun dürfen«, flüsterte Marrik mit krächzender Stimme. Lin stieß schmerzhaft mit dem Ellenbogen an die Tunnelwand und fluchte lautlos, hingegen Marrik weiter schimpfte. »Du hast sie gerufen, Kind. Die Skarnuch riechen Magie, besonders solch reine wie die deine. Es wird nicht lange dauern.«

»Es war notwendig.«, sagte Elymur, seine Stimme voller Kraft. »Ohne sie wäre ich verloren gewesen, und dann hättest ihr den Weg nicht mehr gefunden. Sie war und ist unsere einzige Hoffnung.«

Lin wollte etwas sagen. Etwas, das klar machte, dass sie nicht gerettet hatte, um Hoffnung zu sein, sondern weil sie nicht zusehen konnte, wie

jemand starb, der ihr geholfen hatte.

Sie schwieg und richtete sich auf, ließ die zitternden Beine wieder festen Stand finden. »Wir müssen weiter.«, sagte sie schließlich und blickte in die Schwärze voraus, die von Elymurs schwachem Licht nur zögerlich zurückwich. »Bevor sie kommen.«

Sie krochen, tasteten, stolperten voran. Der Gang wurde enger, dann wieder breiter, der Boden war durchsetzt von rutschigem Gestein, das mit einer schmierigen, grünlichen Schicht überzogen war. Immer wieder platschten ihre Füße in flachen Lachen aus kaltem Wasser, das zwischen den Felsen durchsickerte und der Geruch von nassem Gestein vermischte sich mit dem Geruch des grauen Blutes, das Lin nicht von ihren Händen gewischt hatte.

Einer der jüngeren Nerulis rutschte aus, stieß ein quietschendes Geräusch aus und wurde von einem älteren aufgefangen. Alle waren erschöpft, die Jüngeren zitterten vor Kälte und Angst, die Älteren trugen ein stilles Wissen in ihren Blicken, das Lin nicht verstand, aber spürte.

Schließlich öffnete sich der Tunnel unvermittelt. Vor ihnen lag ein steiler, glitschiger Schacht, durch den ein dünner Wind zu ihnen herabzog. Es roch nach Erde, nach Laub und nach Freiheit. Der Boden war übersät mit kantigen Felsen und bot kaum Halt für ihre Füße. Ein falscher Schritt bedeutete den Tod.

»Das ist der Weg hinaus«, sagte Elymur und klang dabei, als würde er sich selbst davon überzeugen müssen. »Er führt hinauf. Vielleicht... vielleicht führt er nach draußen.«

Lin blickte zweifelnd in die Höhe. Der Tunnel zog sich in einem leichten Winkel nach links, verlor sich bald in Dunkelheit. Irgendwo dort oben musste hoffentlich sein Ende sein.

»Wir müssen es versuchen«, flüsterte sie mehr zu sich als zu den anderen und setzte als Erste einen Fuß auf die abschüssigen Felsen, zog sich mit der einen Hand an einer Wurzel hoch, die durch die Erdwand stach.

Einer nach dem anderen folgte ihr. Die jungen Nerulis wurden getragen oder gestützt. Der Aufstieg war quälend langsam und bei jedem Schritt bröckelte Erde unter ihren Füßen, bei jedem Griff lösten sich kleine Steine aus der Wand und fielen in die Tiefe. Der Wind war nun stärker, pffiff ihnen um die Ohren, als wolle er sie vom Weg abbringen.

Ein schriller Schrei durchbrach plötzlich das gleichmäßige Keuchen der Kletternden. Einer der jüngsten Nerulis, ein Mädchen mit veilchenfarbenen Moossträhnen, hatte den Halt verloren. Ihre kleinen Finger krallten sich verzweifelt an einem Vorsprung, die Füße ruderten ins Leere. Der Fels begann zu bröckeln.

Stille

»Haltet sie fest!«, rief Lin, doch es war Elymur, der sich sofort hinabließ. Das Licht seiner Haare leuchtete auf, als wäre durch die Heilung, Magie in ihm verblieben. Er griff nach dem kleinen Wesen, erwischte gerade noch ihren Arm, zog sie mit aller Kraft nach oben. Erde rieselte herab, Steine rollten, das Mädchen schluchzte laut.

Mit letzter Anstrengung zogen er sie auf ein schmales Plateau. Elymur keuchte, aber das Kind war gerettet. Alle verharrten für einen Moment in Stille, dann begannen sie erneut, sich mühsam vorwärts zu bewegen.

Lin konnte fühlen, wie ihnen die Zeit davonrann. Irgendwo hinter ihnen, tief im Inneren des Tunnel, würde die Dunkelheit bald aufbrechen, würde sich in Bewegung setzen wie eine giftige Welle, angezogen von dem Licht, das aus ihrem Inneren gekommen war. Jetzt und hier lebten sie, sie hatten vielleicht eine Chance.

Noch war da Hoffnung, verborgen zwischen den Wurzeln der Welt und dem Glimmen einer fremden Magie.

Die Luft wurde mit jedem Schritt nach oben frischer, roch nach Wald, Gras und es mischte sich ein anderes Aroma darunter, etwas, das Lin kaum benennen konnte, aber es ließ ihr Herz schneller schlagen, denn es roch nach Freiheit, nach Himmel, nach Leben, das nicht unter der Erde in Feuchtigkeit und Finsternis gefangen war. Die Tunnelwände wurden heller, nicht weil sich die Finsternis zurückzog, sondern weil dort vorn, am Ende des engen Schachtes, ein schwaches Licht flackerte, das kaum stärker war als das Glühen von Elymurs Haar.

Es war echtes Licht. Sonnenlicht, durchbrochen vielleicht von Baumwipfeln oder Nebelschleiern, doch unzweifelhaft echt.

Elymur, der sich mit unbeirrbarem Willen durch das Gestein kämpfte, blieb plötzlich stehen und wandte sich zu Lin um. Seine Augen wirkten glasiger als zuvor, sein Gesicht blasser, aber seine Stimme war fest, als er sagte: »Ich gehe voran, es könnte gefährlich sein dort draußen, ich muss sichergehen, dass ihr sicher seid.«

Lin wollte etwas erwidern, protestieren, dass er vorsichtig sein soll, doch da hatte er sich schon zum letzten Vorsprung hinaufgezogen, das Licht fiel direkt auf sein Gesicht, ließ ihn fast wie eine Statue wirken, als sich plötzlich ein Schatten über ihn legte. Ein scharfer, klackender Laut hallte durch den Schacht, dann ein Aufschrei, nicht nur von Elymur. Alle Nerulis schrien, die ihn noch gesehen hatten, bevor er mit einem Ruck aus dem Ausgang gezerzt wurde, als wäre er nicht mehr als ein Bündel Knochen.

Panik

»Elymur!« schrie Lin und hastete hinterher, ohne zu wissen, ob es ihn noch geben würde, wenn sie jetzt nach oben kletterte. Die anderen schrien durcheinander, einige vergruben ihr Gesicht, andere schrien nach Rückzug. Lin kroch so schnell wie möglich hinterher. Ihr Herz raste, sie grub ihre Nägel in den Felsen und zog sich hoch zum nächsten Halt und schaute immer wieder zum Ausgang. Ein Gesicht tauchte im Licht auf, es war kein Skarnuch. Ein Gesicht, das sie nicht erwartet hatte. Morans grüblerischen Augen blickten ihr entgegen.

»Schnell, gib mir deine Hand!« rief er und streckte seinen Arm in die Dunkelheit.

Warme Erleichterung durchströmte Lin, sie lächelte Moran an, der sie nur besorgt ansah und mit seiner Hand wedelte. Sie drehte sich zu den anderen um und rief. »Es ist alles gut, er ist ein Freund. Los, schnell, die Kinder zuerst, helft ihnen nach oben!«

Moran zog ein Nerulikind nach dem anderen nach draußen, seine Bewegungen wirkten gehetzt, fast panisch, aber er sagte nichts, nur seine angespannten Züge sprachen von Dringlichkeit. Die Alten mussten gestützt werden, sie stöhnten und weinten, während Lin zwischen ihnen hin und her rannte, um zu helfen, doch sie verließ den Schacht nicht, bis der letzte von ihnen in die Freiheit gezogen worden war.

Als sie schließlich Morans Hand ergriff, war ihre Kraft beinahe aufgebraucht, ihre Arme zitterten, ihre Knie waren wundgeschlagen. Sein Griff fühlte sich stark und sicher an. Mit einem letzten Ruck zog er sie durch das Loch ins Tageslicht.

Der Himmel war grau, wolkenverhangen, aber es war der Himmel, wirklich und offen, soweit Lin durch die Baumwipfel blicken konnte.

Sie fiel keuchend auf den Waldboden, feuchtes Laub unter ihr, die Kühle des Windes auf ihrer Haut und für einen flüchtigen Moment war da nur Stille in ihr. Ein stilles, dankbares Staunen, dass sie überlebt hatten, dass sie heil davongekommen waren. Wenn auch nicht alle und sie dachte traurig an die Nerulis, die es nicht geschafft hatten.

Moran ließ ihr keine Zeit zum Verschnaufen. »Wir müssen sofort weg hier!«, sagte er scharf und blickte über die Lichtung hinweg in die Tiefe des Waldes. »Ich habe dich gefunden, weil du Magie benutzt hast. Deine Spur hat geleuchtet wie ein Stern in der Finsternis. Wenn ich dich finden konnte, dann sind die Skarnuch auch nicht weit.«

Die Nerulis hatten sich in einem Halbkreis versammelt, ihre Gesichter waren gezeichnet von Erschöpfung, Furcht und Trauer. Elymur drückte

kurz ihre Hand und lächelte.

Der Himmel über ihnen war düster, das Licht spärlich, es fühlte sich trotzdem herrlich an, endlich befreit von der erdrückenden Enge der Erde. Ein neuer Abschnitt hatte begonnen, einer, der nicht weniger gefährlich war. Die Flucht hatte sie verändert, ihre Körper und ihre Herzen gezeichnet. Nun aber war keine Zeit zum Innehalten. Die Skarnuch würden nicht ruhen.

Lin ballte ihre Fäuste, spürte die Nachwirkung ihrer Magie noch immer in ihren Adern pulsieren, die Verantwortung, die auf ihr lastete, wie ein Mantel aus Feuer und aus Angst. Während sich die ungleiche Gruppe auf den Weg machte, knallte der Himmel dumpf über ihnen, die ersten Tropfen kalten Regens begannen zu fallen und Blitze erhellten den Himmel.

Lin schloss zu Moran auf. »Ich bin froh, dass du überlebt hast. Es hatte sich nicht danach angehört.«

Er nickte ihr zu. »Es war sehr knapp. Nachdem du mit den Kindern fort warst, kamen Skarnuchs von allen Seiten und ich musste flüchten. Fast hätte mich ein Magieball getroffen. Die Druckwelle schleuderte mich vom Felsen und ich brach durch die Bäume und blieb dann in einem Gebüsch liegen.«

Lin stand der Mund offen.

»Alles gut, ich habe mir nichts getan, hatte wohl Glück. Wie ist es dir und den Kindern ergangen?«

Lin ließ die Schultern sacken und erzählte der Reihe nach und endete mit: »Wir müssen sie finden.«

Moran schüttelte den Kopf. »Lin, das geht nicht, da wimmelt es von Skarnuchs und du hattest erzählt, dass ein Neruli nach den Kindern schaut. Sie werden schon in Sicherheit sein.«

»Hoffentlich.«, sagte sie zweifelnd.

Der Weg durch den Wald war mühsam und verlangte alles von ihnen ab, denn der Boden war uneben und mit dornigem Unterholz übersät, das sich wie lebendige Finger um ihre Knöchel schlang, während von oben die kahlen, ineinander verschlungenen Äste gegen den bleigrauen Himmel ragten und das letzte Licht der schwindenden Dämmerung verschluckten, sodass selbst Elymurs leuchtendes Mooshaar im Dickicht der Stämme wie ein ferner, flackernder Stern wirkte, der gegen die drückende Dunkelheit ankämpfte.

Moran ging vorneweg, sein Blick wie ein scharf geschliffenes Messer, das sich durch das Zwielicht schnitt. Sein ganzer Körper war angespannt, als er jeden Schatten, jedes Geräusch mit wachsamer Entschlossenheit musterte, während seine Stimme – leise, aber schneidend – durch das

Schweigen fuhr: »Wir dürfen keine Zeit verlieren. Wir müssen zum Unterschlupf, da warten Kämpfer, da wartet Schutz. Wenn wir zu lange zögern, könnten die Skarnuch uns aufspüren.«

Elymur blieb abrupt stehen, was die kleine Gruppe zum Anhalten zwang. Sein Körper bebte leicht vor Anstrengung, doch seine Stimme war fest, seine Augen waren auf Moran gerichtet. »Was ist mit uns? Willst du uns einfach dem nächsten Angriff überlassen? Du hast nicht gesehen, wie sie gestorben sind, einer nach dem anderen, von den Klauen der Skarnuch zerrissen wie morsches Holz. Wir müssen sie zum nächsten Pilzdorf bringen, sie brauchen Heilung, Ruhe, Schutz und nicht den Lärm und die Waffen eurer Rebellion.«

Moran wandte sich ihm zu, seine Kiefer mahlten, die Finger um den Griff seines Schwerts zuckten, als wolle er sich an der Vernunft festhalten. »Wir haben auch Kinder, Elymur. Wir haben Alte. Glaubst du, wir kämpfen aus Lust an der Gefahr? Jeder Tag ist ein Tanz auf Messern. Wenn Lin bei uns ist, haben wir eine Chance, den Verlauf zu wenden, etwas zu verändern. Wir können sie nicht einfach weiter begleiten wie ein Wanderzirkus von Hoffnungen.«

Lin fühlte, wie sich die Spannung zwischen ihnen wie ein Gewitter auflud, das nur darauf wartete, in sengenden Blitzen zu explodieren. Sie trat zwischen die beiden, ihre Augen funkelten im Halbschatten, und obwohl ihre Stimme nicht laut war, schnitt sie durch die aufgeheizte Luft mit Klarheit. »Genug! Wir machen keinen Schritt weiter, bevor wir nicht wissen, wohin wir gehen. Es muss einen Weg geben, beides zu tun. Elymur, gibt es ein Pilzdorf, das auf dem Weg zu Morans Unterschlupf liegt?«

Moran kniete sich nieder, streifte sich einen Handschuh ab und begann mit einem kleinen, scharfen Stein den Waldboden freizukratzen, bis eine Lehmschicht sichtbar wurde, in die er mit schnellen Bewegungen ein grobes Kartenbild ritzte.

»Hier«, sagte er und zeigte auf eingezeichnete Hügel. »Liegt unser Unterschlupf, wir sind zwei Tagesmärsche davon entfernt, wir müssen durch den schwarzen Abgrund und dann durch das Ödland. Wo liegt in der Nähe ein Pilzdorf?«

Der Neruli schwieg einen Moment, seine Stirn gerunzelt, als würde er in Erinnerungen wühlen, die tief wie Wurzeln in der Erde verborgen lagen. Dann hob er den Blick. »Es gibt eines, es liegt an einem alten Flussbett, vor dem schwarzen Abgrund. Da gibt es ein kleines Dorf, das uns aufnehmen wird.«

Moran presste die Lippen zusammen und nickte knapp. »Wenn das unser Zeitfenster nicht zu weit öffnet, bin ich einverstanden. Wir sollten

uns beeilen.«

Lin nickte langsam und wandte sich an die Kinder, die sich eng aneinanderdrückten und deren große Augen jedes Wort aufnahmen. »Wir bringen euch in Sicherheit. Das verspreche ich.«

Der Wald wurde dichter, als sie sich dem alten Flussbett näherten. Elymurs Mooshaar begann etwas heller zu leuchten, als würde die Nähe des alten Pilzdorfs es mit schwacher Hoffnung nähren. Der Weg führte durch Gestrüpp, unter gestürzten Bäumen hindurch und über rutschige Felsen hinweg, die vom feuchten Nebel glitschig wie Glas waren. Einmal blieb ein Nerulikind mit dem Fuß in einer wurzelverdrehten Mulde stecken und schrie schrill, bis Lin zurückeilte und den kleinen Fuß befreite, das zitternde Wesen tröstend an sich drückte und ihm versicherte, dass sie bald in Sicherheit wären.

Moran blieb still, sein Blick wanderte immer wieder zurück, als könne er mit den Augen die Gefahr abschneiden, die ihnen folgte. Je weiter sie gingen, desto tiefer sanken die Geräusche in eine unheimliche Stille, in der sogar das Knacken der Äste wie ein Schrei klang.

Elymur hob leicht die Hand, ein stilles Zeichen, das alle innehalten ließ und drehte sich langsam zu Lin und Moran um. Seine Augen strahlten wachsam, obwohl seine Stimme so fest klang, als spräche der Stein leibhaftig durch ihn. »Von hier aus führt ein uralter Pfad hinab zum Flussbett. Er ist verwildert, über Jahrhunderte vergessen und nur wir Nerulis kennen noch die Zeichen, an denen man ihn erkennen kann. Es wird kein leichter Weg, aber er ist sicherer als das offene Gelände.«

Lin nickte, trat neben ihn und ließ ihren Blick über das dichte Unterholz gleiten, das sich wie ein grünes, dampfendes Meer zwischen ihnen und dem vermeintlichen Ziel ausbreitete. »Führe uns bitte.«

Elymur neigte den Kopf, wandte sich ab und ging langsam voraus, wobei er mit einer kleinen Bewegung seines Zeigefingers das fahle Glimmen seines Mooshaars verstärkte, das nun in unregelmäßigen Pulsen leuchtete, als ob es auf eine unsichtbare Melodie tief unter der Erde antwortete.

Der Abstieg begann kaum merklich, auf pflanzenüberwachsenen Boden, der unter jedem Schritt leicht nachgab. Bald wurde aus dem Hang ein steiler, schmaler Pfad, der sich durch einen zunehmend dunkleren Abschnitt des Waldes wandte. Die Bäume wuchsen niedriger, die Äste dichter ineinandergeschlungen und der Boden verwandelte sich unter ihren Füßen in eine weiche, modrige Schicht, die bei jedem Schritt klatschte wie ein nasser Atemzug.

Die Kinder der Nerulis, erschöpft, verletzt und voller Furcht, hielten sich an Elymurs schwebendem Licht fest wie an einer Hoffnung, die

nicht erlöschen durfte, während Lin immer wieder zu den Schwächsten zurückeilte, sie stützte, trug oder mit beruhigenden Worten davon abhielt, in Panik zu geraten, wenn der Wald erneut seine Geräusche veränderte und es klang, als würden irgendwo riesige Äste brechen. Manchmal fragte sie sich, ob das die Skarnuch waren oder welche Monster noch hier lebten.

Lin bemerkte die Nüsse in ihren Hosentaschen, die sie von den Nerulis geschenkt bekommen hatte und verteilte sie an alle. Sie schmeckten herrlich und gaben ihnen etwas Kraft zurück.

»Bleibt nah beieinander«, mahnte Elymur, als sie eine enge Passage erreichten, in der uralte Wurzeln wie verkrümmte Glieder aus der Erde ragten, überzogen von schleimigem Bewuchs. »Hier liegt das alte Wasserbett. Es ist seit vielen Wintern trocken, aber manchmal... atmet der Boden noch.«

Seine Worte bewahrheiteten sich auf unheimliche Weise, als der Boden unter ihnen zu pulsieren begann, kaum merklich, als würde eine gewaltige Kreatur unter der Erde erwachen, nur um sich wieder umzudrehen und weiterzuschlafen. Die Nerulis schwiegen, als hätten sie diesen Atem schon oft gehört, doch Lin spürte, wie sich ihre Nackenhaare sträubten.

Der Weg wurde nun feuchter, fast sumpfig und sie mussten über rutschige Steinplatten balancieren, die wie alte Altäre aus dem Boden ragten, von seltsamen Pilzgewächsen überwuchert und die beim Näherkommen ein saches Knistern von sich gaben, als würden sie miteinander flüstern. Einmal trat ein junges Nerulimädchen versehentlich auf eine dieser Pilzkolonien, woraufhin ein Schwall phosphoreszierender Sporen in die Luft stieg und sich über die Gruppe legte. Elymur reagierte sofort und scheuchte alle schnell weiter.

»Wenn man sie einatmet bringen sie Furcht«, sagte er eindringlich und seine Worte hallten unheimlich zwischen den überwucherten Stämmen wider.

Nach Stunden, in denen es keine Zeit, nur Dunkelheit und Bewegung gab, erreichten sie endlich das ausgetrocknete Flussbett, ein breites, kieselbedecktes Band, das sich wie eine Narbe durch den dichten Wald zog, umgeben von knorrigen Bäumen mit ausgehöhlten Stämmen, in denen Fledermäuse lebten, deren flatternde Silhouetten immer wieder lautlos über die Gruppe hinwegflogen.

Elymur hielt kurz inne, hob beide Hände und schloss die Augen, als würde er horchen. Dann trat er auf eine flache Steinplatte zu, beugte sich nieder und drückte seine Hände auf eine kaum sichtbare Einritzung, ein uraltes Symbol in der Sprache der Pilzvölker. Der Boden vibrierte

schwach. Eine Öffnung, verborgen unter einem dichten Teppich aus Moos und Efeu, begann sich langsam zu öffnen, mit einem Geräusch, als würde die Erde höchstpersönlich einwilligen, sie hineinzulassen.

»Das Dorf liegt weit unter der Erde«, sagte Elymur, seine Stimme müde, aber erfüllt von stiller Erleichterung. »Nur ein weiterer Tunnel, gewunden und tief, aber wenn wir dort ankommen, wird da Licht sein. Nicht das Licht des Himmels, sondern das unserer Erinnerung.«

Die Neruli begannen, einer nach dem anderen, durch die schmale Öffnung zu klettern und Lin half, wo sie konnte – tröstete, stärkte, hob zitternde Gestalten in die rettende Tiefe.

Elymur war der letzte, der hinabstieg, bevor die Öffnung sich mit einem letzten Flüstern schloss. »Ich bringe sie hinein. Lin, du musst mit Moran gehen. Eure Aufgabe ist größer.«

Lin nickte und legte ihre Hand auf seine. »Pass auf dich auf und danke für alles.

Falscher Schritt

Der Eingang zum alten Pilzdorf lag nun hinter ihnen und Lin atmete tief durch. Der Geschmack von modrigem Laub legte sich wie ein zäher Film über ihre Zunge, während sie sich erneut an Moran wandte, der bereits einige Schritte vorausgegangen war, die Hand fest um den Schaft seiner Waffe geschlossen, als wäre jede Sekunde, die sie noch hier verweilten, eine Einladung für die Skarnuch ihre Fährte aufzunehmen.

»Wie weit ist es wirklich?«, fragte sie, wobei ihre Stimme sich tonlos in der düsteren Luft verlor, aus Angst und aus einer Art vorsichtiger Ehrfurcht vor dem uralten Wald, der hier so dicht und schweigsam war, dass sogar die Vögel zu schweigen schienen.

Moran blieb stehen, drehte sich zu ihr um, seine Augen schmal unter der Kapuze, die er sich tiefer ins Gesicht gezogen hatte. »Wenn wir den brauen Abgrund und das Ödland ohne Zwischenfall durchqueren, vielleicht zweieinhalb Tage, wenn uns nicht irgendwas zwingt, Schutz zu suchen.«

»Und wenn wir Schwierigkeiten bekommen?«, fragte Lin, die ahnte, dass in Wäldern wie diesen ein falscher Schritt ausreichen konnte, um für immer verloren zu gehen.

»Dann bleiben wir am Leben, indem wir improvisieren«, sagte er knapp und wandte sich wieder dem Weg zu.

Die Dunkelheit zwischen den Bäumen hatte sich verdichtet wie ein lebendiges Wesen, das atmete, flüsterte und beobachtete. Die Geräusche, die aus dem Unterholz drangen, waren nicht die harmlosen Laute eines gewöhnlichen Waldes, sondern das langsame Knacken alter Knochen, das schwere Schleifen von etwas Nassem, das sich durch modrige Blätter zog und das gelegentliche Flirren von Flügeln, das eher an Insekten aus einem Albtraum erinnerte als an harmlose Käfer.

Moran blieb plötzlich stehen, ging in die Hocke und deutete auf den Boden. »Siehst du das? Die Pfotenabdrücke dort. Flach, tief und mit vier Krallen. Da ist etwas Großes vorausgegangen. Vielleicht ein Nagor. Wir sollten uns beeilen.«

»Was ist ein Nagor?«, flüsterte Lin.

Moran verzog das Gesicht. »Kreaturen, die aus der Dunkelheit erschaffen wurden und das Land verwüsten. Hässliche Viecher, die den Körper eines Panthers haben, aber den Kopf eines Ebers. Sie sind brutal und für uns sehr gefährlich, weil auch sie Magie wollen.«

Sie schluckte hart. »Nagors haben den Wagen von dem Skarnuch

angegriffen, der mich entführt hatte. Also waren sie auch hinter mir her, wegen meines Blutes?»

Moran nickte und Lin ließ den Kopf hängen und er legte ihr kurz die Hand auf die Schulter.

Mühsam kämpfte sie sich durch die dichten, scharfkantigen Farne, die wie rostige Klingen an ihren Kleidern zerrten und Lin begann erneut, den Boden vor sich zu fixieren, auf der Suche nach sicheren Trittstellen, denn sie erinnerte sich allzu gut an den Moment, als sie den Hang hinuntergestürzt war.

Der Weg wurde schmaler, die Äste dichter, bis sie schließlich zu einer kleinen Lichtung kamen, auf der sich das fahle Mondlicht wie ein silbriger Schleier sammelte. Moran trat in die Mitte, kniete sich nieder und begann mit einem kurzen Dolch, eine neue Karte in den Waldboden zu ritzen.

»Wir befinden uns hier.«, erklärte er, während seine Finger hastig über das Muster fuhren.

»Wenn wir nach Osten weitergehen, kommen wir an einen Hang mit versteinerten Wurzeln. Dort beginnt der schwarze Abgrund, ein widerlicher Sumpf mit vielen Tücken. Wir müssen vorsichtig sein, dass er uns nicht verschluckt. Danach folgt die alte Straße, die uns durch das Ödland führt. Hier ist die große Gefahr, da wir keinen Sichtschutz haben und man uns von Weiten sehen kann. Unser Unterschlupf liegt hinter dem Ödland auf einer Anhöhe mit gutem Blick ringsherum.«

»Wie viele seid ihr?«, fragte Lin, mit Blick auf die Karte.

»Weniger, als es sein sollten.«, antwortete er gedämpft. »Aber genug, um zu kämpfen.«

Ein Geräusch ließ sie beide aufhören, ein Kratzen, ein Rascheln, das zu nah klang, um ein Zufall zu sein.

Moran zog sein Schwert, starrte in das Dickicht, dann flüsterte er: »Geh. Nicht reden.«

Sie liefen. Der Wald schien sich gegen sie zu stellen, jeder Zweig, jeder Wurzelstock ein Hindernis, das sie zum Stolpern bringen wollte und dennoch bewegten sie sich schnell, ohne innezuhalten, bis sie erneut eine Anhöhe erklommen, auf deren anderer Seite der schwarze Abgrund begann. Eine endlose Fläche aus schwarzen Pfützen, tiefen, blubbernden Senken und geisterhaft bleichen Bäumen, die aus dem Nebel ragten.

Moran blieb stehen, drehte sich zu ihr und sagte: »Ab hier wird es schwierig. Bleib dicht bei mir.«

»Ich hoffe, du kennst den Weg.«, sagte Lin. In ihrer Stimme lag keine Angst, nur ein wachsendes Gefühl von Bestimmung.

»Ich kenne ihn.«, sagte Moran. »Aber selbst der sicherste Pfad ist tödlich, wenn man zögert.« Der schwarze Abgrund erstreckte sich vor

ihnen wie ein atmendes, dunkles Wesen, dessen Lungen aus faulendem Schlamm und schwefelhaltigem Atem bestanden, der in trägen, grünlich schimmernden Schwaden aus den Ritzen und Wunden der Erde stieg. Die Oberfläche des Moores zitterte und es war ein unheilvolles Glucksen zu hören.

Moran schritt voran, seine Bewegungen waren flüssig, fast lautlos und trotzdem bemerkte Lin, wie seine Schultern sich bei jedem neuen Zischen aus dem Boden verkrampften. Seine Stimme war kaum mehr als ein angespannter Hauch. »Du musst schneller gehen, Lin. Die Gase sind instabil. Wenn der Wind dreht, führt ein einziger Atemzug zur Ohnmacht.« Lin zog das Tuch fester über Nase und Mund, das Moran ihr gegeben hatte und trotzdem brannte der beißende Geruch nach fauligem Fleisch und Metall in ihrer Lunge. »Warum hier durch?« flüsterte sie heiser und hustete. »Gibt es keinen anderen Weg?«

Moran warf ihr einen Blick zu, der weder Wärme noch Geduld kannte. »Es gibt ihn, aber wir würden Wochen brauchen. Das ist der kürzeste Pfad zum Ödland.«

Lin wollte gerade etwas erwidern, als der Boden unter ihren Füßen vibrierte. Direkt vor ihnen schäumte der Morast auf, eine Blase so groß wie ein menschlicher Kopf formte sich und platzte mit einem ekelerregenden Knall, wobei ein Schwall giftgrüner Brühe in alle Richtungen spritzte. Moran packte Lin am Handgelenk und zerrte sie zur Seite, seine Stimme war ein scharfes Zischen. »Schneller! Die Graxen werden davon angelockt.«

»Was für Wesen?« fragte Lin, obwohl sie die Antwort eigentlich nicht wissen wollte.

Die Erklärung folgte im selben Moment, in dem aus dem zitternden Moor Dutzende kleine, widerliche Kreaturen schlüpfen, kaum größer als eine Hand. Ihre Körper glänzten ölig und ihre zahlreichen Beine – zu viele, um sie zu zählen – wirkten wie eine Mischung aus Krabbenbeinen und Insektenpanzern. Ihre Augen, winzige schwarze Punkte, funkelten vor Gier, während ihre breiten Mäuler sich pausenlos öffneten, als würden sie bereits den Geschmack von Fleisch in der Luft wittern.

»Graxen!«, sagte Moran, nun mit einem Ausdruck purer Eile. »Sie ernähren sich von allem, was warm ist und atmet. Ihr Gift lähmt binnen Sekunden. Wenn sie genug sind, zernagen sie Knochen wie morsches Holz.«

Lin stolperte hektisch vorwärts, die Kreaturen kamen in Scharen, eine wahre Plage, die sich durch das Moor bewegte wie ein lebendiger Strom aus fauligem Lehm, der sich an Felsen und Wurzeln rieb, um sich aufzuladen, gierig und geifernd.

Blase

»Wo sollen wir hin?«, keuchte Lin, während sie versuchte, mit Moran Schritt zu halten und nicht zu stürzen.

Moran zeigte auf einen schmalen Steg aus Steinen, der wie ein uralter Pfad durch das Moor führte, kaum sichtbar zwischen all dem aufsteigenden Dunst. »Dorthin. Der Wind treibt sie von Westen. Wenn wir schnell sind, schaffen wir es.«

Sie rannten, glitten, stolperten und der Morast versuchte bei jedem Schritt, sie zu verschlucken. Einer der Graxen sprang Lin direkt an den Oberschenkel, seine winzigen Krallen krallten sich durch den Stoff, bis Moran ihn mit einem gezielten Schlag wegschleuderte. »Nicht stehen bleiben.«

Mit jedem Plopp, mit jeder platzenden Blase wurden neue Graxen aus der Tiefe geboren. Sie krochen übereinander, bildeten groteske Wellen, die sie zu verschlucken drohten. Der Steg, den sie zu erreichen versuchten, war inzwischen kaum mehr zu erkennen. Die Gase trübten Lins Sicht, ihre Beine brannten, und das Gekreische der kleinen Biester übertönte bald sogar das eigene Herzklopfen.

»Wir kommen nicht durch!« keuchte sie, während eine weitere Graxe sich an ihre Hose klammerte und Lin es noch gerade wegwischen konnte, bevor es zubiss.

»Dort! Siehst du die Wurzelwand?« Moran zeigte nach links, wo ein schräger Ausläufer aus ineinander verwachsenen Bäumen aus dem Morast ragte. »Sie hassen frisches Holz. Wir müssen dort hinauf!«

Ohne zu zögern, schlug er einen Haken, rannte direkt auf die Wurzelwand zu und zog Lin hinter sich her. Die Graxen folgten ihnen unbeirrt, warfen sich gegeneinander, um schneller zu sein und als Lin das Wurzelwerk erreichte und sich daran hochzog, wurden sie langsamer. Die Graxen zögerten, einige kreischten sogar und wichen zurück. »Wir müssen über diese Wurzeln und hoch auf den Baum.«, rief Moran, wobei seine Stimme nun beinahe klang wie ein Befehl, durchtränkt von Panik und kalter Gewissheit. »Dort können sie uns nicht folgen. Sie können nicht klettern.«

Lin wollte etwas erwidern, doch in dem Moment, als sie ihren Blick nach oben wandte, sah sie es, das flackernde Licht, das durch den Nebel drang, den schwachen Schein, der wie ein Versprechen in der Ferne lag, verheißungsvoll und irreführend zugleich. Sie presste die Zähne zusammen, zog sich weiter hinauf, die Finger inzwischen blutig von den Wurzeln. Ihr rann der Schweiß auf ihrer Stirn herunter, während der

Sturm aus kreischenden Monstern unter ihnen anschwell.

Gerade als sie einen kleinen Vorsprung erreicht hatte und Moran sich ein Stück vorgearbeitet hatte, brachen die Wurzeln unter ihnen, mit einem splitternden Laut ein. Im selben Augenblick krachte das Wurzelgewebe weg, als hätte der Sumpf nur auf diesen Moment gewartet, um zuzuschlagen. Die Wurzeln entpuppten sich, als es genug Gewicht trug, als eine tückische Falle. Eine schleimige, hohle Struktur, die nachgab wie faules Fleisch.

Moran und Lin fielen, ein Schrei auf den Lippen, in ein Nest aus schleimigen Fäden und dunkler Schlicke, das sich wie ein gieriges Maul um sie schloss. Die Graxen bemerkten es augenblicklich, wie Raubtiere, die Blut wittern und ihr Summen wurde zu einem Siegeslied, das durch Mark und Bein ging. Sie stürmten vorwärts, ihre Panzer glänzten im trüben Licht, die ersten waren nur noch wenige Meter entfernt.

Lin sackte weiter ein, der modrige Sumpf schloss sich um ihre Taille, zäh wie der Schlund eines Raubtiers und sie versank zusehends schneller. Verzweifelt stemmte sie sich dagegen, nur brachte es nichts und sie sank schneller. Moran rang keuchend mit den Ranken, die sich um seinen Oberkörper gelegt hatten, seine Augen weit vor Schreck.

Etwas regte sich oberhalb der Wurzelwand, ein leises, summendes Flüstern, das sich über das Kreischen der Gaxen legte wie ein warmer Wind über eine gefrorene Ebene. Ein Licht flackerte auf, golden und beruhigend, und eine Silhouette trat aus dem Schatten, klein, aber aufrecht. Elymur.

»Nicht bewegen!«, rief der Neruli mit einer Stimme, die nach Zuversicht klang, erfüllt von einer uralten Energie, die durch den Boden vibrierte wie ein Herzschlag unter der Erde. Er hob die Hände, seine Mooshaare begannen zu leuchten, nicht blau wie sonst, sondern in einem grünlichen Weiß, das jede Wurzel, jeden Faden des sumpfigen Netzes in ein flackerndes Licht tauchte.

Er murmelte Worte in seiner Sprache, Worte, die wie das Knacken von Eis und das Singen von Wasser zugleich klangen und das Licht aus seinem Körper wurde heller, pulsierte in Wellen, die sich gegen die Graxen warfen, die zischend aufkreischten und im Sumpf verschwanden. Sogar die schleimigen Wurzeln zogen sich zurück und der Boden unter Lin und Moran begann zu erstarren, zu festigen, als hätte sich der Sumpf selbst vor Elymur verbeugt.

Moran keuchte, als er sich aufrichtete, Schweiß und Dreck auf seinem Gesicht, während er Elymur anstarrte, als hätte er einen Geist gesehen. »Wie...?«

»Keine Zeit.«, sagte Elymur und reichte Lin die Hand. Seine Augen

glitten prüfend über sie. »Wir müssen weiter. Die Graxen sammeln sich neu und dieser Ort wird bald nicht mehr sicher sein.«

Lin packte seine Hand, zitterte durch die Erkenntnis, wie knapp sie der Vernichtung entronnen waren. Dadurch, dass das Moor unter ihr gefestigt war, konnte sie langsam ihre Beine befreien und erleichtert stand sie vor Elymur und schloss ihn die Arme. »Danke, du hast uns das Leben gerettet.«

Elymur erwiderte die Umarmung lächelnd. »Das habe ich sehr gerne gemacht.«

Moran schien etwas sagen zu wollen, klappte den Mund wieder zu und schwieg. Elymur wandte sich bereits ab, seine Schritte zielgerichtet, als wüsste er genau, wohin sie gehen mussten.

Der Abgrund war noch nicht überwunden, das Ödland lag noch vor ihnen, aber für diesen Moment, nur für diesen einen Augenblick, waren sie gerettet.

Elymur schritt mit einer Ruhe voran, die in starkem Kontrast zu dem Ort stand, an dem sie sich noch immer befanden, als hätte ihn die allgegenwärtige Bedrohung des schwarzen Abgrunds längst nicht mehr im Griff oder als würde er mit einer anderen Dimension dieses sumpfigen Grauens in Verbindung stehen, die weder Lin noch Moran auch nur im Ansatz begreifen konnten. Denn bei jedem seiner Schritte veränderte sich die Umgebung auf subtile, beinahe unmerkliche Weise, sodass sich der Pfad, den er ihnen wies, geradezu durch den Sumpf zu schlängeln schien, als würde das Land ganz und gar seinem Willen folgen.

Es war kein gewöhnlicher Marsch, kein zielgerichtetes Vorwärtsschreiten auf trockenem, sicherem Grund, es war ein vorsichtiges, beinahe lautloses Gleiten über rutschige Steine, krumme Wurzeln, matschige Inseln, die sich unter den Füßen bewegten, als wären sie lebendig und durch Nebelschwaden, die sich nur dort teilten, wo Elymur seine Hand hob oder eine Wurzel streichelte, als wäre sie ein altes, schläfriges Tier, das nur er zu wecken verstand.

Lin beobachtete ihn mit wachsender Faszination, wagte es kaum, sich auf den Weg zu konzentrieren, weil sie sich in den Bewegungen dieses magischen Wesens verlor, das mit dem Sumpf vertraut zu sein schien, ihm lauschte, als würden Steine, Wasser und Moos ihm alte Geschichten zuflüstern, die nur er verstand. Jeder Schritt war durchdacht, nicht nur in Bezug auf den sicheren Halt, sondern auf ein größeres Muster hin abgestimmt, das sie nicht sehen konnte, das sich aber spüren ließ, wie eine Melodie, die tief unter der Oberfläche gespielt wurde, nur für jene Ohren hörbar, die bereit waren, der Natur zu lauschen.

Sie fragte sich, wie jemand so vollkommen eins mit einem Ort sein

konnte, der für alle anderen nur Gefahr und Tod bedeutete. Die Art, wie seine Finger über die rissige Rinde eines halbverfaulten Baumstammes glitten oder wie er mit leiser Stimme in eine knorrige, halb im Wasser versunkene Wurzel flüsterte, war nicht weniger als magisch. Nicht auf jene Art, wie sie sich früher Magie vorgestellt hatte, nicht grell oder spektakulär, sondern in einer tiefen, ehrfürchtigen Verbundenheit mit allem, was lebte, atmete oder auch starb.

Erst als sie das Gebiet hinter sich gelassen hatten und der Boden unter ihren Füßen trockener wurde, die Luft klarer, wenn auch nicht weniger kühl, blieb Elymur stehen, drehte sich langsam zu ihnen um und sah sie an, als habe er gewartet, dass sie diesen Ort mit dem nötigen Respekt verlassen konnten, bevor er zu sprechen begann.

»Es war früher anders«, sagte er. Seine Stimme war weich, fast zärtlich. »Früher war ich nur ein Wächter. Ich kannte die Pflanzen, die Bäume, die stillen Zeichen des Körpers. Ich konnte Blutungen stoppen, Fieber senken, Knochen richten. Das reichte mir. Ich war zufrieden.«

Lin und Moran wechselten einen kurzen Blick, sagten jedoch nichts. Elymur trat näher an einen Baum, legte die Hand auf dessen Stamm, als müsse er sich für das Erinnern stützen.

»In einer dieser Nächte, in der der Nebel über das Dorf kroch und der Tod sich in den Lungen der Menschen einnistete wie ein schleichender Fluch, geschah es. Ich heilte ein letztes Mal, ich konnte den Jungen nicht retten, weil mich in letzter Sekunde die Magie verließ.«

Lin hielt unwillkürlich den Atem an, ihr Herz klopfte schneller, denn in seinem Blick lagen Trauer und Reue.

»Seitdem«, fuhr Elymur fort. »Begann ich zu sehen, was verborgen lag. Die Flüsse unter der Erde, die Gedanken der Steine, die Wut der Bäume. Ich lernte zu hören, was nur die alten Wesen hören können. Es war, als würde ein lang verborgener Sinn erwachen, den ich über die Jahre weiterentwickelt habe. Als du mich geheilt hast, Lin, ist etwas Wunderbares passiert und erst konnte ich es gar nicht wahrnehmen, dachte, ich würde mich irren.« Elymur atmete tief durch und strahlte sie mit seinem ganzen Sein an. »Du hast mir meine Magie zurückgegeben. Ich suchte nach einer Antwort, etwas, das mir sagen würde, warum ich erwählt wurde.«

Er ergriff Lins Hand.

»Die Antwort kam in Form einer der Ältesten. Sie erzählte mir, dass im tief verborgenen Pilzdorf von Verelû, eine Urälteste lebt, eine Hüterin des Verelûhain. Sie sagte, dass ich nur ein Träger bin, ein Wegbereiter, ein Waldläufer für jene, die kommen würden, um die Welt wieder zu erleuchten. Sie sprach von dir, Lin.«

Ein Frösteln kroch ihr den Rücken hinab. »Und wie? Wie soll ich die Welt retten?«

Elymur schaute betreten. »Das hatte sie mir nicht gesagt. Aber sie hat mir von einem Leuchtpilz erzählt, der nur dort wächst, im Verelûhain, unter dem ältesten Baumgeflecht. Er trägt den Namen Verloris. Nach seinem Verzehr wird deine Spur der Magie verschwinden. Die Skarnuch werden dich nicht wittern können, nicht spüren, nicht finden. Solange seine Wirkung anhält, wirst du frei sein.«

Zuerst senkte sich Stille herab und Lin verdaute die Worte. Ein Pilz, der ihre Spur verbarg?

»Oh, das ist wundervoll«, flüsterte Lin schließlich, als ihre Stimme zurückkehrte.

Elymur lächelte, ein behutsames, fast trauriges Lächeln.

»Ich glaube, dass du diejenige bist, die uns retten kann. Nicht nur uns, nicht nur die Kinder, auch unsere Welt. Ich will dir helfen, wo ich kann. Darum begleite ich dich, wenn du es zulässt.«

»Aber natürlich. Danke, danke, danke«, Sie umarmte Elymur erneut.

Moran räusperte sich schließlich. »So edel das auch klingt... wie weit ist es bis zu diesem Ort, zum Pilzdorf?«

Elymur nickte langsam, trat auf eine kleine Erhebung, überblickte das Gelände, als müsse er den Weg mit dem Herzen lesen.

»Drei Tagesmärsche. Durch den Nebelbruch und wir müssten den Ysilor überqueren. Der Fluss ist gefährlich, besonders zu dieser Jahreszeit.«

Moran verzog das Gesicht. »Das ist Irrsinn, das könnte unser Tod sein. Wir sollten zum Unterschlupf. Dort können wir planen und vielleicht hat einer meiner Leute eine Idee, wo wir deinen Bruder finden. Alles andere birgt nur neue Risiken.«

Lin drehte sich zu ihm, ihre Stimme vorsichtig, aber fest.

»Wenn ich diesen Pilz nicht finde, dann bringe ich nicht nur mich und euch in Gefahr, sondern auch meinen Bruder. Wenn ich ihn mit Magie befreien muss und man mich sofort wieder aufspürt, dann führe ich die Skarnuch direkt zu ihm.«

Moran sah sie an, sein Blick ernst, nicht verurteilend, nur voller Zweifel.

»Lin, ich glaube wie Elymur, dass du unsere Rettung bist. Willst du das wirklich in Gefahr bringen?«

Lin senkte den Blick, ballte die Hände.

»Ich muss meinen Bruder finden, aber nicht um den Preis, ihn sofort wieder zu verlieren. Außerdem habe ich keine Ahnung, wie ich hier irgendwas retten soll.« Frustriert warf sie die Arme hoch.

»Was sollte ich schon ausrichten?«

Elymur trat neben sie und sah Moran ruhig an.

»Es ist ihre Entscheidung. Ich werde sie begleiten.«

Ein tiefer, angespannter Atemzug von Moran folgte, dann nickte er knapp.

»Drei Tagesmärsche also. Dann gehen wir. Aber wenn vor uns der Tod lauert, drehen wir um.«

Der Blick des Neruli blieb ruhig.

»Dann werden wir einen anderen Weg finden.«

So begannen sie, sich auf den Weg zu machen, hinein in das Land aus Nebel und Schatten, geführt von einem Wesen, das mit den Wurzeln sprach und begleitet von der Ahnung, dass jeder Schritt näher an das Ende der alten Welt führen würde.

Vereint

Der Pfad, der sie aus der sumpfigen Tiefe des Schwarzen Abgrunds hinausführte, war nicht minder fordernd, nicht weniger tückisch und doch lag über dem neuen Weg ein anderer Ton, als hätten sie eine Grenze überschritten, nicht sichtbar, aber fühlbar, eine Linie, hinter dem der Tod nicht mehr lauerte, sondern wachte.

Die Landschaft veränderte sich mit jeder Stunde, die sie voranschritten und das glitschige, morastige Land wich allmählich einer felsigen, fast schroffen Landschaft. Der Boden unter ihren Füßen war trocken, aber von Regen ausgehöhlt, von Wind zerfurcht und von Spalten durchzogen, in denen sich dornige Büsche wie in einer ewigen Abwehrhaltung verschränkten, als wollten sie jeden fernhalten, der wagte, tiefer in dieses uralte Land vorzudringen.

Die Luft war kühler, aber sie trug den Geruch von Eisen und trockener Erde in sich, vermischt mit dem süßlichen Duft verblühter Kräuter, die zwischen den Steinen wuchsen, als seien sie die letzten Überbleibsel eines vergessenen Gartens. Die Sonne sank tiefer, ihr Licht brach sich in goldenen Schlieren auf den Felsen und malte Schattenbilder auf den Weg.

Elymur schritt vorneweg, wortlos, in seinem eigenen Rhythmus, wie ein Wanderer, der den Weg nicht mehr zu suchen brauchte, weil er ihn längst im Blut trug. Moran folgte ihm mit angespanntem Blick, seine Hand immer nah an der Waffe, jederzeit bereit, sie zu ziehen.

Lin ging hinter den beiden, ihre Schritte schwer, ihre Gedanken flackernd wie das Licht der untergehenden Sonne zwischen den dornigen Ranken.

Als die Dämmerung sich endgültig über das Land legte und die Schatten sich zu einem dunklen Schleier verbanden, fanden sie eine kleine Senke zwischen zwei Felsen, die sich zu einer Art natürlichen Windschutz formierten. Der Boden war hart, von trockenen Nadeln bedeckt, die der Wind über die Jahre hierhergetragen hatte, aber er bot ausreichend Platz, dass sie zusammensaßen. Ein Feuer wurde nicht entfacht, zu groß die Sorge, entdeckt zu werden.

Moran setzte sich etwas abseits, holte ein grobes Bündel aus seinem Rucksack hervor und begann, trockenes Brot zu brechen, das hart war wie Stein, aber wenigstens nicht verschimmelt. Wortlos reichte er ein großes Stück an Lin, die es hungrig und mit brennendem Magen entgegennahm, dann ein weiteres an Elymur, der es mit einem knappen

Nicken annahm.

Sie sprachen nicht viel. Die Stille war nicht unangenehm, eher wie ein dünner Schleier, der sich über ihre erschöpften Körper legte, wie eine Erlaubnis, für einen Moment nicht kämpfen zu müssen.

Lin biss in das harte Brot und erschrak beinahe, wie gut es schmeckte. Vielleicht lag es an dem Hunger, der sich in ihr ausgebreitet hatte wie ein Tier, das selten Nahrung fand, vielleicht lag es an der Ruhe dieses Augenblicks oder an der Tatsache, dass sie in Sicherheit war, wenigstens für einen Moment.

Das Brot zerbröselte in ihrem Mund, schmeckte nach alten Körnern, nach Steinofen und Asche, aber auch nach Leben, nach Wärme, nach Erinnerung. Ihre Erschöpfung war so groß, dass ihr beim Kauen die Augen zufielen.

Sie legte sich auf den Rücken, die Arme unter den Kopf geschoben, und starrte in den Himmel, der sich über ihnen in dunklem Violett spannte, durchzogen von silbernen Schleiern, in denen die ersten Sterne aufflammten.

In ihrem Inneren formte sich ein Strom von Gedanken, leise und dennoch kraftvoll, als hätte sie sie lange zurückgehalten, um sich nun endlich mit ihnen zu beschäftigen.

Wie viel sich verändert hatte in so kurzer Zeit.

Vor wenigen Tagen noch, war sie ein Mädchen gewesen, das verzweifelt war. Voller Zorn, hilflos in einer Welt, die ihr nicht mehr zu geben schien, als Verlust und Schmerz. Sie hatte sich gefühlt wie ein Schatten ihres eigenen Ichs, als hätte jemand die Farben aus ihr herausgerissen und nur ein blasses Abbild zurückgelassen.

Jetzt lag sie hier, mitten in einer fremden Landschaft, die von Dunkelheit, Monstern und dem Tod vergiftet war. Dass ihr immer wieder bewusst machte, wie zerbrechlich sie war und dass sie sich sogar ihr altes, trauriges Leben zurückwünschte, in dem sie nicht jederzeit sterben könnte. Sofort verabscheute sie sich für diesen Gedanken. Ihr Bruder war seit mehr als fünf Jahren in dieser schrecklichen Welt verschollen und sie bemitleidete sich selbst.

Seufzend blickte sie zu Elymur, der bereits halb in sich zusammengerollt schlief, wie ein kleiner Fels, der der Kälte trotzte. Seine Gegenwart war wie eine Wurzel, die sich langsam in ihren Gedanken festsetzte, stark, still und beruhigend. Er sprach nicht viel, doch wenn er es tat, dann öffnete sich ein Fenster zu einer Welt, die älter war als alles, was Lin je gekannt hatte. Sie war ihm dankbar, dass er sie begleitete.

Moran hingegen war ein Rätsel für sich. Hart, verschlossen und mürrisch. Trotzdem rettete er andere und stellte sein Leben hinten an, wie ein stiller

Fels in der Brandung, auf seine eigene, wortkarge Art. Ein Mann, der mehr durch das sprach, was er tat, als durch das, was er sagte. Seine mürrische und kalte Art, die aus Jahren der Verantwortung stammte, aus einer Last, die er ganz offensichtlich trug, ohne je darüber zu klagen.

Ein sachter Wind zog durch die Felsen, brachte den Duft von trockenem Holz und altem Gras mit sich, und Lin schloss die Augen, ließ sich treiben in diesen Gedanken, die so schwer waren und zugleich leicht, wie die Träume eines Kindes, das nicht weiß, wie nah die Dunkelheit bereits war.

Sie dachte an Tian, an seinen Blick, an seine Stimme, die längst nur noch in Erinnerungen zu ihr sprach. Sie schwor sich, dass sie ihn finden würde. Nicht irgendwann, sondern bald. Und er war kein Opfer, das gerettet werden musste.

Er war ein verlorener Teil ihres Herzens. Einen, den sie sich zurückholen würde, komme, was wolle. Ein Rascheln ließ sie aufschrecken, aber es war nur Elymur, der sich regte, kurz zu ihr hinübersah und dann wieder in sich zusammensank.

Die Dunkelheit war noch nicht ganz gewichen, als Moran von seinem Lager aufstand. Sein kantiges Gesicht vom bleichen Licht der ersten Dämmerung umrandet, das kaum durch den dichten Schleier Nebel drang, der zwischen den schroffen Hügeln und verkrüppelten Dornbüschen hing. Der Boden war klamm, die Felsen glitschig vom nächtlichen Tau, der sich in feinen Perlen auf jede Wurzel, jeden Grashalm gelegt hatte wie kalter Atem. Ohne ein Wort prüfte er, mit wachen Blicken die Umgebung, bevor er Lin und Elymur mit einem leisen Räuspern und Neigen des Kopfes zum Aufbruch mahnte.

Sie machten sich weiter auf den Weg, während die Welt noch schweigend in ihrem feuchten Mantel lag. Der Pfad war beschwerlich, denn immer wieder mussten sie durch steinige Geröllfelder, die unter ihren Füßen in die Tiefe rutschten, begleitet vom fernen Echo fallender Steine. Die Büsche, die den Pfad säumten, waren dornig und sie blieben alle nicht von Kratzern verschont.

Lin spürte, wie die Kälte ihr langsam in die Glieder kroch, sich in ihrem Nacken festsetzte und ihr Atmen schwerer machte. Dabei versuchte sie, den Abstand zu Moran zu halten, der trotz der Widrigkeiten mit unbeirrter Zielstrebigkeit voranging, sein Blick stets nach vorn gerichtet, als könnte er das Ziel bereits sehen, obwohl es noch viele Tagesmärsche entfernt lag.

Nach einer Weile, als der Weg für einen Moment flacher wurde, trat Lin neben ihn. Ihr Blick suchte seinen, während sie mit gedämpfter Stimme fragte: »Wie war diese Welt, bevor sie zerbrach? Ich meine...

bevor der Krieg alles verändert hat?»

Moran schwieg zunächst. Sein Gesicht reglos, seine Schultern senkten sich ein wenig, als würde er das Gewicht der Erinnerung zulassen.

»Früher war sie erfüllt von Stimmen, die nicht nur gesprochen, sondern auch geflüstert, gesungen und gelacht haben. Die Magie war kein Werkzeug, sie war ein Fluss, durch den alles lebte. Wir hatten Städte aus lebendem Holz, Wege, die sich veränderten, wenn man ihnen vertraute und das Licht hatte keine Angst vor der Nacht. Dann kam die Gier, der Kampf um Macht. Am Ende... blieb nur Tod und Verderben.«

Seine Stimme war rau, fast kratzend, als käme sie aus einem Abgrund tief in seiner Brust und Lins Kehle wurde eng, nicht nur wegen der Worte, auch wegen der Bitterkeit, die darin steckte und wie eine Wunde pulsierte.

Elymur, der einige Schritte hinter ihnen lief, antwortete mit sanfter Melodie in seiner Stimme. »Nicht alles ist verloren. Tief in den alten Kammern lebt sie noch, die Erinnerung. Aber wir müssen lernen, leiser zu werden, sonst hören wir sie nie wieder.«

Lin schwieg darauf, sie dachte an Tian, hatte solche Angst um sein Leben.

Lebte er überhaupt noch?

Konnte er in dieser schrecklichen Welt überleben?

Wurde er als lebender Blutspender missbraucht?

Ein zu lebhaftes Bild, wie Tian in Ketten hing mit blutleerem Gesicht, nistete sich ein.

Mit einem Schütteln des Kopfes verscheuchte sie die Gedanken. Es half ihr und ihren Gefährten nicht, wenn sie sich jetzt Dinge ausmalte, die sie nicht wissen und gerade nicht ändern konnte.

Ein durchdringendes Heulen zerriss die Stille und ließ alle drei erstarren. Es war kein gewöhnliches Jaulen, kein Laut, der sich von Angst oder Hunger speiste. Es war ein Ruf, der Befehle gab, ein Signal, das die Jagd eröffnete.

»Nagors«, zischte Moran. Seine Hand fuhr an den Gürtel, wo sein Schwert hing, und sein Blick verfinsterte sich, während sich seine Muskeln anspannten.

Elymur hielt den Atem an, sein Körper schien sich mit dem Boden zu verwurzeln, als würde er in der Ferne lauschen, wo sich das Rudel bewegte.

Lins Magen zog sich krampfhaft zusammen.

Aus der Ferne löste sich Bewegung aus dem dunstigen Schleier, der über dem Boden hing. Dunkle Gestalten, vierbeinig, schnell und niedrig, mit muskelbepackten Rücken und Augen, die im Dunst tödlich zu glühen

schienen.

Der Anführer war größer als die anderen, fast doppelt so hoch, mit einem borstigen Kamm entlang seines Rückens und einem Maul, das zu groß war für seinen Kopf. Er blieb auf einem Felsen stehen, riss den Schädel nach hinten und ließ ein weiteres Geheul los, das in Lin den Reflex auslöste, zu rennen.

»Lauft«, flüsterte Moran, dann schrie er es: »Lauft!«

Riss

Der Pfad war eng, von Dornen gesäumt, die ihre Kleidung zerfetzten, ihre Haut ritzten, nur spürten sie es kaum, denn hinter ihnen tobte das Getrappel der Bestien, das Knurren und das Knacken von Ästen unter den riesigen Pfoten, die darauf warteten ihre scharfen Krallen auszufahren.

Lin stolperte über einen Felsbrocken, fing sich mit schmerzenden Händen und rappelte sich auf, während Moran zurückblickte, sich zu ihr wandte und sie am Arm packte, um sie weiterzuziehen.

»Weiter, Lin!«

Elymur murmelte fortlaufend Worte in seiner Sprache, aber der Boden rührte sich nicht, die Wurzeln gehorchten nicht. Es war zu spät.

Die Nagor schlossen auf.

Ein Knurren direkt neben ihr. Sie spürte den heißen Atem des grotesken Wesens an ihrem Nacken und duckte sich weg.

Dann stolperten sie in eine Senke, umgeben von Felsen, gefangen in einem natürlichen Kessel, aus dem es keinen Ausgang gab.

Die drei stellten sich Rücken an Rücken, Schweiß auf der Stirn, die Atemzüge flach und hastig.

»Es tut mir leid«, keuchte Lin. »Ich habe euch hierhergeführt...«

»Halt den Gedanken fest«, sagte Moran schneidend. »Denn wir sind noch nicht tot.«

Die Nagors sprangen näher, einer von ihnen bäumte sich auf, die Lefzen zurückgezogen, die Muskeln spielten unter dem dichten Fell, dann machte er einen Satz, direkt auf Lin zu.

Sie schrie und in ihr zerriss etwas.

Ein Riss, der Licht war.

Ein Riss, der nicht klang, sondern vibrierte, durch ihre Knochen, durch ihre Adern und durch ihr Herz.

Ihre Arme hoben sich wie von allein, Licht flackerte, als hätte sie Fingerspitzen aus reinem Feuer.

Blitzartig entlud sich ihre Kraft. Ein gleißender Strom, unsichtbar und trotzdem gewaltig, der die Kreatur in die Luft erhob und gegen die Felswand warf. Ein grässliches Knacken ertönte, es fiel, knallte auf den Boden und blieb liegen.

Die anderen Nagor hielten inne, verwirrt, das Rudel zögerte.

Lin stand da, zitternd. Ihre Hände leuchteten schwach nach, der Boden unter ihr dampfte, wo Erde verbrannt war.

Moran starrte sie an, das erste Mal wirklich sprachlos.

Elymur lächelte nicht, stattdessen flüsterte er: »Flieht, da drüben in den Wald.«

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als Lin die Kraft in ihren Beinen sammelte, sich von dem kargen Boden abstieß und zu rennen begann, ohne zurückzusehen, ohne nachzudenken, nur dem Impuls folgend, der in Elymurs Stimme gelegen hatte.

Die Dunkelheit des Waldes verschluckte sie beinahe sofort, während die Dämmerung noch zaghaft versuchte, die Welt in blasses Licht zu hüllen. Der Boden unter ihren Füßen war uneben, durchzogen von Wurzeln und scharfkantigen Steinen. Jeder Schritt konnte der letzte sein, wenn sie nicht aufpasste, doch die Angst ließ sie weiterhetzen, ließ ihre Lungen brennen, ihre Muskeln schmerzen, ihr Herz hämmern, indes hinter ihr das Echo von Krallen auf Stein und das geifernde Keuchen der Nagor sie beinahe wahnsinnig machten.

Moran lief vor ihr. Seine dunkle Silhouette wirkte fast übermenschlich in seiner Entschlossenheit, jeder Schritt war gezielt, jeder Muskel in seinem Körper angespannt, bereit, sich umzudrehen, falls eine der Bestien zu nah kam. Einmal schaute er zu ihr zurück, seine Augen blitzten auf, er warf ihr einen Blick zu, der Fürsorge enthielt, dann wandte er sich wieder nach vorn, sprang über eine steile Böschung und verschwand für einen Moment aus ihrem Blickfeld.

Lin keuchte, ihre Kleidung hatte sich in einem Dornenstrauch verfangen, sie riss sich los, hörte das Knacken von Stoff, fühlte den Widerstand reißen und spürte gleichzeitig, wie ihr rechter Schuh in einem weichen Erdloch versank. Sie stolperte, fing sich gerade noch, taumelte weiter, hörte nun wieder das Heulen des Rudelführers, das durch die Bäume hallte wie ein Todesurteil.

Plötzlich fiel ihr auf, dass Elymur nicht hinter ihr war. Sie drehte sich im Kreis, er war verschwunden. Sie wusste nicht, ob er überlebt hatte, ob er sich geopfert hatte, ob er im letzten Moment einen Zauber gesprochen hatte, der sie gerettet oder ihn verschlungen hatte. Sein Name brannte auf ihrer Zunge, nur konnte sie ihn nicht rufen, weil jeder Laut, den sie von sich gab, die Nagor näher locken könnte. Es machte sie schier wahnsinnig, dass sie Magie ins sich trug, die sie nicht nutzen konnte, da sie dann die Spur auffrischte.

Plötzlich ein Krächzen, ein Riss in der Luft, dann der Aufprall von etwas Großem und Schwerem. Lin drehte sich im Laufen halb um, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie eine der Bestien von einem Felsvorsprung auf Moran zusprang. Für einen endlosen Moment blieb alles stehen, als hätte die Zeit den Atem angehalten.

Moran schwang sein Schwert mit einer Präzision, die Lin das Herz in

der Brust gefrieren ließ, traf das Tier an der Schulter, aber es war zu schnell, zu stark, zu entschlossen. Mit seinem riesigen Kopf schleuderte er Moran nach hinten. Er rutschte den Hang hinab, rollte über Steine, kam auf dem Rücken zu liegen, das Schwert glitt ihm aus der Hand.

»Moran!«, schrie Lin. Ihre Stimme war panisch, voller Entsetzen, während sie abrupt stehenblieb, sich umwandte und die Hände hob, ohne zu wissen, was sie tat.

Die Kreatur schnellte auf Moran zu, das Maul weit geöffnet. Speichel tropfte aus ihren Kiefern, die Klauen schon ausgestreckt, um sich auf seine Brust zu senken.

Doch Lin spürte es wieder, dieses Grollen tief in ihrer Brust, das sich in ihren Adern aufbäumte, als würde Feuer durch ihr Innerstes fluten. Ihre Fingerspitzen begannen zu kribbeln, die Luft um sie herum wurde dicker, vibrierte förmlich, dann brach das Licht aus ihr heraus wie ein Sturm.

Ein greller Blitz schoss aus ihren Händen, traf die Kreatur in der Flanke, riss es vom Boden hoch und schleuderte es durch die Luft, wo es gegen einen Baum prallte, der unter dem Aufprall ächzte und splitterte. Das Tier jaulte, dann regte es sich nicht mehr.

Lin stand zitternd da. Die Arme noch ausgestreckt, das Licht verebbte langsam. Schweiß bedeckte ihre Stirn und ihre Beine gaben nach. Sie kniete sich nieder, die Brust bebend, der Blick verschwommen.

Moran rappelte sich auf, sein Gesicht war schmutzverschmiert, Blut sickerte aus einer Wunde an seinem Arm, aber seine Augen waren auf sie gerichtet. »Du hast mich gerettet«, sagte er atemlos, ging zu ihr und half ihr auf die Beine.

Sie schluckte schwer. »Es ist einfach passiert.«

Ein weiteres Geheul ließ sie zusammenzucken.

»Sie kommen.«, sagte Moran. »Los, wir müssen weiter.«

Sie rannten erneut. Diesmal war es ein Wettlauf gegen die eigene Erschöpfung. Die Schatten wurden länger, der Wald dichter, die Geräusche der Jagd unerträglicher.

Lin stolperte über einen entwurzelten Baumstamm, Moran zog sie hoch, ohne ein Wort zu verlieren, seine Wunde ignorierend. Der Boden unter ihren Füßen war glitschig und rutschig. Jeder Schritt drohte, sie zu Fall zu bringen, doch sie hielten sich aufrecht, rannten weiter, bis die Luft in ihren Lungen zu brennen begann und das Heulen der Nagor sich weiter entfernte.

Sie wagten es kaum zu glauben und lauschten auf die sich entfernende Horde, bis sie nichts mehr hörten. Scheinbar hatten sie ihre Spuren verloren oder wurden von etwas anderem aufgehalten. Das Schweigen

war gespenstisch, fast erdrückend.

»Hier entlang«, keuchte Moran, und sie zwängten sich zwischen zwei großen Felsen hindurch, wo ein schmaler Pfad hinab zu einem von Nebel durchzogenen Tal führte.

Unten angekommen, fielen sie erschöpft ins Gras, der Dunst lag kühl auf ihrer Haut, aber die Luft war klarer, der Lärm verklungen.

Lin atmete schwer, ihre Brust hob und senkte sich unregelmäßig, ihre Hände waren schmutzverkrustet und schmerzten noch vom Druck der Magie.

»Glaubst du, sie kommen zurück?« fragte sie leise.

Moran schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, ich hoffe, du hast ihnen Angst eingejagt.«

Elymur tauchte plötzlich aus dem Wald auf, sein Umhang war zerrissen, seine Haut blutverschmiert, nur sein Blick war ruhig. »Ich habe sie abgelenkt«, sagte er schlicht. »Die meisten sind in die falsche Richtung gerannt.«

Lin war überglücklich, dass er lebte. Sie hätte es sich nicht verzeihen können, wäre ihm wegen ihr etwas zugestoßen.

Moran trieb sie wieder zu Eile an.

»Wir müssen weiter«, sagte er mit Nachdruck in der Stimme. »Die Skarnuch haben wieder deine Spur aufgenommen. Jede Verzögerung könnte unser Ende bedeuten.«

Elymur nickte zustimmend, während er sich eine blutende Schramme am Arm rieb. »Moran hat recht. Wir dürfen ihnen keinen Vorteil verschaffen.«

Lin spürte die Erschöpfung in jedem Muskel, doch sie wusste, dass sie keine Wahl hatten. Mit einem letzten tiefen Atemzug folgte sie den beiden Männern und durchquerten die dichte Vegetation, die wie ein grüner Vorhang vor ihnen lag.

Erleichterung

Stunden verstrichen, in denen sie unermüdlich marschierten. Die Sonne stand bereits tief am Himmel, als sich der Wald plötzlich lichtete und den Blick auf ein kleines Dorf freigab, das in einer Senke zwischen sanften Hügeln lag. Die Hütten waren aus grob behauenen Steinen und mit Strohdächern bedeckt, einfache Zäune umgaben kleine Gärten, in denen spärlich Gemüse wuchs. Rauch stieg aus einigen Schornsteinen auf und in der Ferne waren die gedämpften Laute von Menschen und Tieren zu hören.

Moran hielt inne, seine Augen verengten sich misstrauisch. »Wir sollten vorsichtig sein. Nicht alle Dörfer sind Fremden gegenüber freundlich gesinnt.«

Elymur trat neben ihn, seine Miene nachdenklich. »Dennoch könnten wir hier unsere Vorräte auffüllen. Lin braucht Nahrung, nachdem sie ihre Magie benutzt hat.«

Als hätte sie es bisher nicht zugelassen, spürte sie jetzt, wie ausgelaugt sie sich fühlte. Sie nickte dankbar. »Es wäre eine Erleichterung.«

Moran seufzte, dann setzte er sich in Bewegung, die anderen folgten ihm, den schmalen Pfad hinab zum Dorf. Als sie die ersten Hütten erreichten, wurden sie mit neugierigen, aber vorsichtigen Blicken der Dorfbewohner bedacht. Einige Männer unterbrachen ihre Arbeit und griffen unauffällig nach Werkzeugen, die als Waffen dienen konnten. Frauen zogen sich in ihre Häuser zurück, während ältere Bewohner misstrauisch aus den Fenstern spähten. Lin fiel auf, dass nirgends Kinder zu sehen waren.

Ein älterer Mann mit wettergegerbtem Gesicht und grauem Haar trat vor. In seiner Hand hielt er einen knorrigen Stock, der mehr als nur eine Gehhilfe zu sein schien. Seine Augen musterten die Neuankömmlinge scharf.

»Wer seid ihr und was sucht ihr in unserem Dorf?« Seine Stimme war rau, aber fest.

Moran trat einen Schritt vor, seine Haltung betont entspannt, doch Lin konnte die latente Anspannung in ihm fast greifen. »Mein Name ist Moran, das sind Elymur und Lin. Wir sind auf der Durchreise und suchen lediglich nach etwas Proviant. Wir haben nichts Böses im Sinn.« Der alte Mann verzog das Gesicht zu einem skeptischen Ausdruck. »Reisende bringen oft Unheil mit sich. Wir haben genug mit Plünderern und anderen Übeltätern zu tun.«

Elymur hob beschwichtigend die Hände. »Wir verstehen eure

Vorsicht. Wir sind keine Plünderer. Wir sind erschöpft und benötigen nur das Nötigste, um unsere Reise fortzusetzen.«

Ein jüngerer Mann mit struppigem Bart und misstrauischem Blick trat neben den Ältesten. »Wie können wir sicher sein, dass ihr nicht lügt?«

Lin trat nun selbst vor, ihre Stimme sanft, aber bestimmt. »Ich verstehe eure Bedenken. Aber wir haben kein Interesse daran, euch zu schaden.«

Der ältere Mann betrachtete sie einen Moment lang, dann nickte er langsam. »In Ordnung. Aber wir behalten euch im Auge. Kommt mit.«

Sie folgten ihm durch das Dorf, vorbei an einfachen Hütten und neugierigen Blicken. Schließlich erreichten sie eine größere Hütte, die offenbar als eine Art Versammlungsort diente. Innen war es spärlich eingerichtet. Ein großer Tisch dominierte den Raum, umgeben von einfachen Bänken. An den Wänden hingen getrocknete Kräuter und einfache Werkzeuge.

»Setzt euch.«, forderte der Älteste sie auf. »Mein Name ist Garwin, ich bin der Dorfälteste. Was genau benötigt ihr?«

Moran nahm Platz und lehnte sein Schwert gegen die Bank. »Proviand für die nächsten Tage und Wasser.«

Garwin nickte und rief nach einer jungen Frau, die kurz darauf eintrat. »Bringt etwas Brot und Käse für unsere Gäste und seht, was wir an Proviand mitgeben können.«

Die Frau nickte und verließ den Raum wieder. Garwin wandte sich erneut an die Gruppe. »Ihr sagt, ihr seid Reisende. Wohin führt euch euer Weg?«

Elymur antwortete vorsichtig: »Wir sind auf dem Weg zum Nebelbruchhain. Es ist eine wichtige Reise.«

Garwins Augen verengten sich. »Der Nebelbruchhain ist weit von hier und gefährlich. Warum wollt ihr dorthin?«

Moran erstarrte neben ihr. Sie wusste, dass sie vorsichtig sein mussten. »Es ist eine persönliche Angelegenheit. Wir suchen dort jemanden, der uns helfen kann.«

Garwin betrachtete sie einen Moment lang, dann nickte er langsam. »Ich werde nicht weiter fragen. Aber seid gewarnt, die Wege dorthin sind nicht sicher.«

Die junge Frau kehrte zurück und brachte einen Korb mit Brot, Käse und Eiern. Die drei verschlangen alles bis auf den letzten Krümmel, immer die Zeit im Nacken, da sie nicht wussten, wann die Skarnuch sie finden würden. Auf keinen Fall wollte Lin dafür verantwortlich sein, dass dem Dorf wegen ihnen etwas geschah.

Garwins Frau winkte Lin in einem Nebenraum und reichte ihr ein

paar Kleidungsstücke. »Die müssten dir passen, deine, ähm, sonderbare Kleidung ist zerrissen und schmutzig. Wenn du willst, dann kannst du dich auch waschen.« Die Frau zeigte auf eine Schüssel, daneben ein Stück Seife.

»Vielen Dank, das ist sehr nett von euch«, sagte Lin, wusch sich schnell, aber gründlich und auch wenn das Wasser in der Schüssel eiskalt war, genoss sie es und fühlte sich erfrischt. Lin bemerkte, dass die Frau auf ihren Rücken starrte, der im oberen Bereich von hässlichen Narben verunstaltet war. In ihrer Kindheit gab es einen Hausbrand, den sie nur knapp überlebt hatte.

Schnell zog sie die neue Kleidung an, sie passte überraschend gut. Es war eine lange einfache Hose und ein Hemd, das aus dem gleichen braunen Material war, das etwas kratzte.

Lin bedankte sich nochmal und fragte. »Habt ihr von Kindern gehört, die entführt wurden? Wisst ihr wo sie gefangen gehalten werden?«

Die Frau erstarrte, schüttelte den Kopf und verschwand schnell durch eine Tür. Lin sah ihr verdutzt nach und ein merkwürdiges Gefühl breitete sich in ihrer Magengegend aus.

Lin ging zurück in die Wohnstube. »Wir sind euch sehr dankbar für eure Hilfe.«

Garwin winkte ab. »Es ist nicht viel, aber wir helfen, wo wir können. Nur muss ich euch bitten, nicht länger als nötig zu bleiben. Die Zeiten sind unsicher und Fremde ziehen oft unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich.«

Elymur nickte verständnisvoll. »Wir werden jetzt aufbrechen. Nochmals vielen Dank.«

Moran legte ein paar Münzen auf den Tisch, verstaute drei Päckchen Proviant und zusammen verließen sie das Haus ihrer Gastgeber. Die Sonne hing bereits tief über dem Horizont, als sie das kleine Dorf hinter sich ließen. Die Schatten der Hügel zogen sich über den Pfad, der sich in einem schwachen Bogen durch das karge Land wandte. Die Luft roch nach feuchtem Gras, nach den ausgezehrten Blüten eines vergangenen Frühlings und nach dem schweren, süßen Atem der bevorstehenden Dunkelheit. Lin blickte noch einmal zurück, als der letzte Rauchfaden aus Garwins Schornstein hinter Felsen verschwand.

»Ist euch aufgefallen, dass es in dem Dorf keine Kinder gab?«, fragte Lin ihre beiden Begleiter. Elymur machte ein trauriges Gesicht, während Moran antwortete: »Es gibt in keinem Dorf Kinder und wenn, sind sie gut versteckt.«

»Wie bitte?« Lin war entsetzt.

»Die Skarnuch rauben nicht nur in deiner Welt Kinder, auch hier

haben die Menschen Magie in sich, können sie aber nicht gebrauchen.« Moran ließ den Kopf hängen und Lin versuchte, das Gehörte zu verarbeiten. »Warum entführen sie dann nur Kinder und nicht auch die Erwachsenen?«

»Darüber können wir nur spekulieren, aber mit der Zeit wird die Magie weniger und die Skarnuch sind gierig. Dazu kostet ein Portal viel Energie, ungefähr einem Kind die Magie entziehen. Wenn sie dann mehrere entführen machen sie ein gutes Geschäft.«

Lin erinnerte sich daran, wie wütend ihr Entführer war, als sie ihm Henry entrissen hatte.

Jetzt ergab das einen grausamen Sinn.

Moran lief voraus, sein Blick prüfte jede Bewegung am Wegrand, jedes Flattern eines Vogels, jedes Knacken im Gebüsch. Elymur ging still neben Lin, als hätte auch er die Schwere gespürt, die sich seit dem Aufbruch auf ihre Schultern gelegt hatte.

Der Pfad wurde schmaler, das Gelände unwegsamer. Felsplatten ragten wie gebrochene Knochen aus dem Boden und zwischen den knorrigen Bäumen am Hang hing eine kriechende Feuchte, die sich klamm auf alles legte.

Ein seltsamer Laut ließ sie innehalten. Es war kein Schrei, kein Brüllen, eher ein ersticktes Gurgeln, gepaart mit einem dumpfen, rhythmischen Geräusch, das Schlagen von Hufen vielleicht. Moran hob die Hand und alle blieben stehen.

»Da ist etwas voraus«, murmelte er, sein Blick starrte in die Dämmerung. »Hört ihr das?«

Lin spitzte die Ohren und erst jetzt erkannte sie das Surren von Pfeilen, das heisere Keuchen eines Menschen, der gegen das Unvermeidliche ankämpft.

»Kommt«, sagte Elymur, seine Stimme ruhig, obwohl er schon rannte, als hätte ihn eine unsichtbare Macht vorwärtsgetrieben.

Leben

Sie kämpften sich durch ein Gestrüpp, dann durch einen engen, steinigen Pfad und was sie auf der anderen Seite sahen, ließ Lin für einen Moment den Atem stocken.

Ein Wesen, hochgewachsen, mit einem Körper, der aussah wie eine riesige Echse mit einem schlangenähnlichen Kopf, bewegte sich durch eine kleine Lichtung. Seine Augen waren schräg, von fahlem Licht durchzogen, sein Maul war geöffnet in einem stummen, gierigen Grinsen. Zwei Menschenleiber, zerfetzt und verdreht, lagen hinter ihm, doch das dritte Ziel seiner Jagd war noch am Leben.

Eine Frau, nicht älter als dreißig, mit einer Haut wie dunkler Bernstein und wildem Haar, das sich in zerzausten Locken um ihre Schultern gelegt hatte, stand auf einem zerbrochenen Baumstamm. In ihren Händen hielt sie einen Bogen, gespannt bis zum Anschlag. Der Pfeil zitterte leicht, dennoch blieben ihre Augen fest auf das Monster gerichtet.

»Verdammt«, raunte Moran. »Das ist ein Dreesch.«

»Ein was?« Lin wich einen Schritt zurück, ihr Blick wechselte zwischen der Kreatur und der Frau.

»Ein Menschenfresser«, erklärte Elymur flüsternd. »Alt wie die Wurzeln dieser Wälder. Sie tauchen selten auf, aber wenn sie es tun, dann lassen sie nichts zurück.«

»Sie braucht Hilfe«, sagte Lin mit fester Stimme.

Die Frau auf dem Baumstamm ließ ihren Pfeil fliegen, traf das Wesen direkt über dem Auge, der Pfeil prallte ab, als hätte sie auf Stein geschossen. Der Dreesch schnellte nach vorn, in einem einzigen Satz verkürzte er den Abstand zu der Frau und schnappte mit seinem Maul nach ihr.

Moran stürzte mit gezogenem Schwert nach vorn, während Elymur die Hände über den Boden gleiten ließ, aus dem augenblicklich Ranken hervorbrachen, die sich um die Beine der Kreatur legten.

Die Frau nutzte den Moment, sprang elegant vom Baumstamm und landete rollend neben Lin. »Danke für eure Hilfe«, sagte sie atemlos, »Aber der Bursche wird mehr brauchen, um zu sterben.«

»Wir haben vielleicht noch ein oder zwei Tricks im Ärmel.«, erwiderte Lin und sie wartete darauf, dass ihre Magie wie bisher aus ihr herausströmte, bloß es passierte nichts. Verwirrt schüttelte sie ihre Hände und suchte nach irgendwas. Nach irgendwas, dass ihr jetzt helfen würde.

Der Dreesch brüllte, zerriss die Ranken mit einem Satz, sprang über

Moran hinweg und landete direkt vor Elymur, der im letzten Moment einen Schild aus Erde um sich zog. Der Aufprall ließ den Boden beben.

Moran sprang dem Wesen in den Rücken, rammte ihm das Schwert zwischen die Schulterblätter, doch das Monster drehte nur leicht den Kopf nach hinten und buckelte. Moran hielt sich an seinem Schwert fest, welches sich aus dem Fleisch löste. Es schleuderte ihn von seinem Rücken. Lin schrie auf, als sie sah, wie Moran gegen einen Baum prallte.

Die Bogenschützin warf Lin einen Blick zu. »Ich lenke es ab.«

Sie warf sich zur Seite, schoss im Sprung zwei weitere Pfeile, die plötzlich aufleuchteten – Elymur hatte sie offenbar mit Magie durchdrungen – und die diesmal tief im Fleisch des Dreeschs steckenblieben.

Lin spürte endlich das Ziehen in ihrer Brust, spürte, wie etwas in ihr frei werden wollte, wie eine Welle, die nicht länger zurückgehalten werden konnte. Sie riss die Arme nach vorn und diesmal war es nicht nur Licht, das hervorbrach, sondern eine Druckwelle aus purer Energie, die die Luft zerschnitt und den Dreesch nach hinten schleuderte, direkt in einen Riss in der Erde, der sich in diesem Moment unter ihm auf tat.

»Jetzt!«, rief Elymur. »Versiegele den Riss!«

Lin warf sich auf die Knie, ihre Hände in den Schlamm grabend, während Elymur auf der anderen Seite des Lochs dieselben Bewegungen vollführte. Wieder konzentrierte sie sich auf ihr Inneres und wartete, dass etwas passierte. Es gab kein Flackern, kein Kribbeln, nichts. Als hätte es nie irgendeine Macht in ihr gegeben. Das Monster begann, sich aus dem Loch zu befreien und schnappte wild nach Elymur. Panik durchfuhr sie und dann schoss die Magie endlich durch ihren Körper hindurch, formte sich und strahlte in die Erde. Der Boden begann zu vibrieren, Steine rutschten, Erde zog sich zusammen, und mit einem letzten zornigen Brüllen verschwand der Dreesch im aufgerissenen Spalt, der sich über ihm schloss wie ein zuschnappendes Maul.

Für einen Moment war alles still.

Nur das keuchende Atmen der vier blieb in der Luft hängen, die plötzlich wieder so friedlich wirkte wie an einem Sommerabend.

Die Luft roch nach verbrannter Erde und nach der metallischen Schärfe von Magie, die noch zwischen den Bäumen flirrte wie ein Nachhall, als sich die Frau aufrichtete und lachte, obwohl sie eben noch gegen ein uraltes Wesen gekämpft hatte.

Langsam und ohne Hast trat sie näher, den Bogen locker in der linken Hand, während die rechte in einer offenen Geste an ihre Brust wanderte. Ihre Bewegungen waren herzlich, doch in der Art, wie sie die Umgebung mit einem schnellen Blick maß, lag eine wache Vorsicht, die sich nur bei

jenen eingeprägt hatte, die in dieser verwundeten Welt viel zu oft überlebt hatten, wo andere gefallen waren.

Ihre Stimme war tief, leicht rau von der Anstrengung und dennoch wohlklingend.

»Ihr seid entweder verrückt oder Helden. Vielleicht beides.«

Lin musste lachen, obwohl ihr die Knie zitterten. »Ich bin mir auch nicht ganz sicher.«

Moran stöhnte, als er sich vom Boden aufrappelte. Sein Blick wanderte zuerst zu Lin, dann zur Fremden. »Du bist mutiger, als es gesund für dich ist.«

»Ebenso wie ihr«, entgegnete die Frau und streckte die Hand aus. »Mein Name ist Sareen. Ich wandere schon lange allein umher und ich habe den Dreesch beim Fressen gestört. Leider ist den beiden nicht mehr zu helfen.« Sie zeigt auf die verdrehten und blutigen Körper.

Alle blickten auf die Opfer, es war ein grausiges Bild. Völlig zerfledderte Körper, als wollte der Dreesch mit seinem Essen erstmal spielen.

Elymur war der Erste, der sprach. Seine Stimme war behutsam, fast zärtlich in ihrem Ton, als wollte er mit Worten die Narben lindern, die keine Heilung mehr kannten. »Ich bin Elymur, Sohn des alten Myran, geboren im Schatten von Ysilor. Ich habe Magie empfangen, wo einst nur Stille in meinem Blut war. Und nun suche ich mit diesen hier nach einem Weg, der uns alle retten könnte.«

Sareen sah ihn lange an, als könne sie die Wahrheit seiner Worte in seinem Gesicht lesen. Dann nickte sie knapp und wandte sich Lin zu, die ihre Stimme zunächst nicht fand, weil die Wucht des eben Erlebten noch in ihren Gliedern vibrierte wie ein Nachhall von Donner.

»Ich bin Lin. Ich...«, sie zögerte, der Boden unter ihren Füßen fühlte sich fremd an. »Ich bin nicht von hier. Ich kam durch einen Riss in diese Welt und bin auf der Suche nach meinem Bruder. Er wurde verschleppt, wie auch so viele andere Kinder.«

Ihre Stimme brach und verlor sich langsam. Die Dunkelheit zwischen den Bäumen schien sich zu verdichten, als hätten ihre Worte ein Echo im Wald gefunden, ein Flüstern der verlorenen Seelen, die ebenfalls gesucht, aber nie gefunden worden waren.

»Moran«, sagte er knapp, ohne Ausschmückung, ohne ein Angebot zur Nähe. Er klopfte den Schmutz von seinem Mantel und schulterte das Schwert. »Ich bewache, was zu bewachen ist. Ich habe meine Gründe und keine Zeit für Lagerfeuergeschichten.«

Er drehte sich um und blickte in die Richtung, aus der sie gekommen waren. »Die Skarnuch sind uns auf den Fersen. Wir müssen jetzt weiter!«

Sareen hob eine Augenbraue und verschränkte die Arme vor der Brust. »Verzeih, aber ich bin gerade beinahe gefressen worden. Vielleicht erlaubt ihr mir einen verdammten Moment, um zu atmen.«

Lin trat einen Schritt näher, stellte sich unwillkürlich zwischen sie und Moran. Ihre Stimme war ruhig, aber fest. »Moran meint es nicht böse. Er hat nur gelernt, dass Zögern gefährlich ist.«

»Ich verstehe«, antwortete Sareen. Der Zorn aus ihren Augen wich nicht, nur ihre Haltung lockerte sich. »Drei Jahre allein reichen, um einem die Feinheiten der Höflichkeit abzutrainieren.«

Elymur, Sareen und Lin folgten Moran, der mit zügigen Schritten voran ging.

Lin ließ sich zurückfallen, neben Sareen, und wandte ihr das Gesicht zu, während die Dunkelheit langsam Besitz vom Himmel nahm. »Du hast gesagt, du jagst durch das Land. Hast du... hast du je gesehen, wo sie Kinder gefangen halten? Oder etwas gehört?«

Sareen schwieg eine Weile, dann streifte sie einen Riemen ab und begann, ihre Pfeile im Köcher neu zu ordnen. »Gerüchte. Ich habe ein Lager gesehen, vor Monaten. Es war an der Steinklippe, nördlich des grünen Sees. Ein Ort, an dem kein Vogel singt, wo selbst das Gras grau ist. Ich sah keine Kinder, aber ich sah Skarnuch, die mit Wagen in eine Höhle, den Schlund von Elluin, fuhren. Ich bin nicht näher heran.«

Lin schauderte bei dem Namen. »Wie sah der Wagen aus?«, hakte sie nach.

»Grausig, wurde von Pferden gezogen, die eigentlich unter der Erde liegen sollten. Die Wagen waren aus dunklem Holz und bunte Lichter schwebten darum.«

Lin nickte aufgeregt.

»Mein Bruder wurde mit einem solchen Wagen entführt. Glaubst du, sie hatten Kinder dabei?« Lin hielt unwillkürlich den Atem an.

»Ich glaube, sie sammeln etwas. Kinder. Blut. Magie. Alles, was sie nähren kann. Ich weiß nur, dass niemand zurückkam, der je dorthin gegangen ist.«

Ein Schauer durchlief Lin, als hätte der Wind persönlich an ihrer Haut gerissen. Sie sah auf ihre Hände und fragte sich, ob ihre Macht sie im Stich lässt, wenn sie Tian retten konnte.

Sareen sah sie lange an, dann legte sie ihr eine Hand auf die Schulter. »Du hast Magie in dir, oder?«

Lin nickte und erzählte ihr, was sich in den letzten Tagen zugetragen hatte. Dass sie auf dem Weg zum Nebelbruch waren, um einen bestimmten Pilz zu finden, der die Spur ihrer Magie versteckt.

Elymur, der hinter ihnen gelaufen war, holte auf und lächelte sie an

»Lin wird unsere Welt retten, sie trägt Magie und Licht in sich. Und du, Sareen, musst nicht mehr allein sein, bedenke aber, dass unser Weg gefährlich ist.«

Sareen sackte ein wenig in sich zusammen, als hätte Elymur genau ihren wunden Punkt entdeckt.

Bevor Sareen etwas erwidern konnte, knackte es hinter ihnen und ließ sie alle herumfahren. Moran war schon mit gezogenem Schwert unterwegs zum Rand der Bäume, doch es war nur ein Vogel, der aus dem Gebüsch flog und mit einem erschrockenen Zwitschern das Weite suchte.

»Weiter.«, murmelte Moran, seine Stimme war nur ein Schatten dessen, was sie einst gewesen sein mochte. »Sie kommen. Ich kann es riechen.«

Gedanken

Der Tag verging in mühsamen Schritten, während sich die vier durch eine zerklüftete Hügellandschaft schlängelten, deren Boden von dornigen Wurzeln und brüchigen Steinen durchzogen war. Nebel hing in den Senken wie träge Geister und das Licht der schwachen Sonne schien sich an den grauen Schleiern zu schneiden, als wolle es nicht länger Teil dieser Welt sein. Der Geruch nach morschem Holz war allgegenwärtig.

Lin ging voraus, das Gesicht nach vorn gerichtet, ihr Blick verlor sich in der Ferne. Ihre Gedanken kreisten um den Schlund von Elluin, von dem Sareen berichtet hatte, um die gruseligen Wagen, um Tian und die Kinder. Seit Stunden nagte dieses Bild in ihr, eine dunkle Öffnung im Felsen, verschluckend, schweigend, drohend. Jedoch wusste sie, dass sie erst nach Verelûhain mussten. Elymur hatte es ihr erklärt. Nur die Pilze, die dort unter magisch genährter Erde wuchsen, konnten ihre Spur verbergen. Ohne sie wären sie in dieser Welt nichts weiter als ein Leuchtfeuer für jene Kreaturen, die sie jagen.

»Sobald wir die Pilze haben«, sagte sie nun in die Stille hinein. »Gehen wir zu zum Schlund von Elluin.«

Morans Schritte waren ruhig, bedacht, beinahe lautlos. Er stutzte bei ihren Worten und erst nach einigen Atemzügen antwortete er. Seine Stimme klang sanft, wie ein Lehrer, der nicht widersprechen, sondern zum Nachdenken anregen wollte.

»Lin, ich verstehe deinen Drang, wirklich. Aber ein Höhlensystem, in dem Skarnuch verkehren, ist kein Ort, den man leichtfertig betritt. Schon gar nicht ohne Verbündete oder Kenntnis der Struktur. Vielleicht sollten wir, wenn wir den Pilz haben, zum Unterschlupf zurückkehren. Ich kenne dort jemanden. Er könnte uns helfen, einen Plan zu schmieden.«

»Wenn wir erst zurückgehen, ist es vielleicht zu spät«, erwiderte Lin, ohne sich zu ihm zu drehen. »Wenn Tian bei ihnen ist... dann zählt jede Stunde. Ich will nicht Wochen später in eine leere Höhle starren, in der nur noch Spuren von ihm zu finden sind.«

Elymur trat näher, seine Stimme wie ein leises Glöckchen. »Ich verstehe beide Seiten. Aber Lin hat Recht. Es war ein Zeichen, ein Hinweis, klarer als alles, was wir bisher hatten. Ich spüre, wie sich etwas dort unten regt. Es ist keine blinde Hoffnung.«

Sareen hatte bisher geschwiegen, jetzt hob sie den Kopf, ihre Augen suchten Lins. »Ich gehe mit dir. Ich habe den Weg gesehen und ich kenne das Gelände.«

Moran sah sie lange an. In seinem Blick lag keine Wut, nur ein Schatten von Sorge, der sich wie ein feiner Schleier über seine Züge legte. »Sareen... du hast allein überlebt, das nötigt mir Respekt ab. Nur, wir sind vier. Was ist, wenn sie dort unten mit Dutzenden auf uns warten?«

Lin hielt inne, drehte sich langsam zu ihm um, der Blick klar, bestimmt. »Ich höre, was du sagst, Moran. Wirklich. Aber ich fühle, dass das der richtige Weg ist.«

Er senkte kurz den Blick, fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Ich mache mir Sorgen um dich. Das ist alles. Du bist nicht wie sie, Lin. Deine Kräfte... sie wachsen, du kannst sie kaum kontrollieren, und da unten ist kein Raum für Fehler.«

»Dann lass uns erst die Pilze holen«, sagte Sareen ruhig. »Wenn ihre Spur verborgen ist, bleibt uns ein wenig Zeit. Nicht viel, aber vielleicht genug, um wenigstens einen Versuch zu wagen.«

»Ich bin bereit«, sagte Elymur. »Auch wenn es das Ende bedeutet.«

Moran sah ihn prüfend an. »Ihr alle wollt also zum Schlund?«

»Ich will dorthin, wo die Kinder sind.«, antwortete Lin.

Ein tiefer Atemzug hob Morans Brust, als wolle er das Gewicht dieser Entscheidung ganz in sich aufnehmen. Dann nickte er langsam. »Gut. Dann holen wir uns die Pilze. Danach sehen wir, wie weit wir kommen.«

Lin lächelte schwach. »Danke, dass du mir vertraust.«

Sein Gesicht wurde weich. »Ich vertraue dir. Sonst wäre ich nicht hier.«

Die Gruppe setzte sich wieder in Bewegung, nun etwas enger beisammen, ihre Schritte kaum hörbar, vorsichtiger. Die Landschaft vor ihnen wurde dunkler, der Nebel dichter.

Lin spürte Sareens Blick, als sie sich ihr näherte. »Ich wusste nicht, dass du eine Anführerin bist«, sagte Sareen zwinkernd.

»Bin ich auch nicht«, gab Lin zurück. »Ich habe nur keine Zeit mehr für Angst.«

Sareen nickte. »Dann werden wir zusammen keine haben.«

Das Land senkte sich langsam ab, als würde es sich demütig vor einer gewaltigen Macht verbeugen und zwischen knorrigen Bäumen, die wie stumme Wächter an den Ufern standen, schob sich schließlich das erste Glitzern durch das Geäst, silbern, unruhig, vibrierend wie das Zucken eines schlafenden Ungeheuers. Der Fluss Ysilor lag vor ihnen, breit wie ein Tal, fast so, als hätte ein Gott mit einer riesenhaften Klinge durch das Land geschnitten und Wasser in diese Wunde gegossen. Die Strömung war so heftig, dass sie es von ihrem erhöhten Standpunkt aus sehen konnten, wie sich die Oberfläche in unregelmäßigen Wellen kräuselte, durch starke Stromschnellen aufgewühlt.

Lin blieb stehen, ihr Atem sichtbar in der kühlen Luft, die vom Wasser herdrängte wie eine kalte, nasse Hand. Zwischen den dunklen Wellen trieben Baumstämme vorbei, verwittert, zerbrochen, manche noch mit Ästen. Immer wieder bildeten sich Wirbel, tief, schwarz und gierig, so als wäre der Fluss wahrhaftig lebendig.

»Das ist der Ysilor«, sagte Moran in die Stille. Seine Stimme war ruhig, aber etwas in seinem Blick verriet, dass er ihn nicht zum ersten Mal sah. »Er ist launisch. Manchmal harmlos wie eine See. Heute nicht.«

Sareen trat. »Ich habe von ihm gehört. In den Sümpfen sagt man, dass er einmal ein Vyrantuul war, der sich weigerte zu sterben. Also verfluchten ihn mehrere mächtige Feen, verwandelten ihn in Wasser und banden ihn an die Erde, damit er ewig durch das Land tobe. Angeblich soll es noch lebende Exemplare geben.«

Elymur schnaubte laut. »Vyrantuuls gibt es nicht mehr. Es sind Risswandler, die zwischen den Welten kriechen. Sie nähren sich von der Magie in der Welt und sehen wirklich scheußlich aus, wie riesige Tausendfüßler. Mit ihrem Maul können sie einen Menschen im Ganzen verschlucken.«

Lin sandte ein stummes Dankesgebet an den Himmel, dass es dieses Wesen nicht mehr gab.

»Legenden werden nicht geboren, weil jemand sich langweilte«, sagte Moran bestimmt. »Irgendetwas lebt da unten. Vielleicht nicht mehr mit Fleisch und Blut, aber es lebt.«

Elymur schüttelte seinen Kopf. »Ich kenne ganz andere Legenden, zu viele, um diese hier zu erzählen. Eine schrecklicher als die andere.«

Lin umfasste ihre Arme. Der Wind war stärker geworden, trug Feuchtigkeit mit sich, die sich kalt auf ihre Haut legte. »Wir müssen da irgendwie rüber.«

Moran antwortete nicht sofort. Seine Augen suchten das gegenüberliegende Ufer, wo nur dichter Wald wartete, schwarzgrün und still, wie das Ende der Welt. Dann wandte er sich zu den anderen.

»Wir haben drei Möglichkeiten«, sagte er. »Wir versuchen es schwimmend, was ich ausschließe, denn sogar ein geübter Schwimmer würde in dieser Strömung keine zwei Minuten überleben. Wir bauen ein Floß, aber dazu brauchen wir Seile, Werkzeug, Zeit. Die dritte Möglichkeit wäre, einen Übergang zu finden. Eine seichte Stelle. Oder eine alte Fähre.«

»Eine alte Fähre?« Lin hob die Augenbraue.

»In der alten Welt, vor dem Fall, gab es hier ein Dorf. Die Leute transportierten Holz, Nahrung, auch Tiere. Vielleicht ist etwas übrig. Eine Anlegestelle, ein verlassenes Boot.«

Sareen trat näher. »Ich bin mit der Gegend vertraut. Es gab nördlich von hier ein Handelshaus am Fluss. Vielleicht gibt es noch Überreste.«

»Wie weit?« fragte Elymur.

»Zwei Stunden Fußweg, wenn wir uns beeilen.«

Lin biss sich auf die Lippe. »Was, wenn dort nichts mehr ist?«

Moran zuckte mit den Schultern. »Dann bauen wir ein Floß. Ich werde nicht zusehen, wie einer von euch in diesen Strom gerät.«

»Ich könnte vielleicht...« Elymur sprach zögerlich, seine Stimme kaum mehr als ein Gedanke. »...den Fluss beruhigen. Magie... kann auf Wasser wirken. Wenn ich mich konzentriere, kann ich vielleicht eine ruhige Schneise schaffen.«

»Zu riskant«, sagte Moran sofort. »Deine Kraft ist nicht unerschöpflich. Du wirst sie noch brauchen, wenn wir im Schlund sind.«

»Also gut.« Lin atmete tief durch. Still und leise war sie zur Entscheidungsträgerin geworden. »Wir gehen zum alten Handelshaus.«

Moran nickte. »Ich kenne den Weg. Folgt mir, aber haltet die Augen offen. Die Gegend hier ist nicht nur wegen des Flusses gefährlich.«

Lin sah wie Sareen ärgerlich das Gesicht verzog und warf ihr ein entschuldigendes Lächeln zu.

Sie wandten sich vom Ufer ab. Lin warf noch einen letzten Blick auf das Wasser, sie glaubte, ganz tief dort unten etwas bemerkt zu haben. Eine Bewegung vielleicht, aber als sie genauer hinsah, war nichts mehr zu sehen.

Die ersten Schritte zurück in den Wald waren schwer, fast widerstrebend, als müsse sie sich gegen einen Sog stemmen. Moran ging vorneweg, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Sareen schloss zu Lin auf, ihre Schritte weich, aber nicht lautlos. Zwischen den beiden Frauen spannte sich ein Band aus schweigendem Verstehen.

»Du hast keine Angst«, sagte Sareen schließlich, als wären sie allein.

»Ich habe schreckliche Angst.«, antwortete Lin. »Aber sie hält mich nicht auf.«

Sareen nickte. »Das ist der Unterschied zwischen Mut und Wahnsinn.«

»Dann bin ich wohl irgendwo dazwischen.«

Ein schwaches Lächeln huschte über Sareens Gesicht, dann richtete sie den Blick wieder nach vorn, auf Morans Rücken. »Ist er immer so ein Griesgram?«

Lin verknief sich mit Mühe ein Lächeln. »Ja schon, aber er hat das Herz am rechten Fleck.«

Elymur schloss zu Moran auf. »Du glaubst wirklich, dass da unten etwas lebt?«

»Ich glaube, dieser Fluss hat Hunger«, murmelte Moran. »Ob aus Leben oder Erinnerung gemacht, spielt keine Rolle.«

Die Bäume lichteten sich langsam und der Anblick, der sich ihnen bot, hatte nichts Beruhigendes an sich. Die einst gepflasterte Straße war geborsten, überwuchert mit Gras und knorrigem Wurzelwerk, um das zu verschlingen, was einst aus Stein und Menschenhand gebaut worden war. Das alte Handelsdorf war kaum mehr als ein Mahnmal an eine bessere Zeit, längst vergangen, vergessen und aufgefressen von der Zeit selbst. Die Dächer der Häuser waren eingefallen, Fenster mit zersplitterten Scheiben gähnten ihnen entgegen wie leere Augenhöhlen, in denen einst das Licht von Kerzen flackerte und das Lachen von Familien widerhallte.

Moran hob die Hand und deutete nach vorn. »Dort hinten, das große Gebäude mit dem zerborstenen Giebel, das war das Lagerhaus. Wenn es noch ein Boot gibt, dann dort.«

Sie bewegten sich vorsichtig durch die Trümmer, jeder Tritt bedacht, jede Bewegung angespannt, als könnte der nächste Windstoß das marode Gebälk über ihnen einstürzen lassen. Elymur war bleich, seine Augen wanderten ruhelos über das Gelände. Lin ging dicht hinter ihm, ihre Sinne geschärft, ihr Herz pochte in einem Rhythmus, der viel zu schnell war für diesen stillen Ort.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, flüsterte Sareen, hob den Bogen und legte einen Pfeil ein.

»Es ist zu ruhig«, stimmte Elymur zu. »Selbst Vögel meiden diesen Ort.«

Langsam gingen sie weiter und schauten sich wachsam um, waren an dem Gebäude angekommen und Lin seufzte erleichtert auf, als ein Boot zum Vorschein kam.

Ein Geräusch, kaum hörbar im ersten Moment, ein saches Schaben, ein Knacken, als ob ein schweres Wesen über Holz glitt. Moran fuhr herum, sein Schwert war in einem Augenblick gezogen, dass Lin kaum folgen konnte. Aus einem der zusammengefallenen Schuppen kroch eine Kreatur, halb gebückt, muskulös und von grauer Haut, auf der sich dunkle Adern wie Schlangen windeten. Ein Skarnuch, schneller und wendiger als seine Brüder, war ihnen gefolgt und nicht allein.

Pfeil und Bogen

Ein zweiter Skarnuch tauchte aus den Schatten einer Ruine auf, sein Maul verzogen zu einem unmenschlichen Grinsen, seine Krallen schimmerten in der trüben Sonne wie Klingen.

»Zwei!«, rief Elymur. »Kundschafter.«

»Dann ist der Rest nicht weit!« Moran trat nach vorn, stellte sich breitbeinig vor die anderen. »Keine Zeit zu fliehen. Wir müssen kämpfen.«

Sareen spannte ihren Bogen, es schnitt durch die Luft wie ein Versprechen. »Ich nehme den Linken.«

Lin wich zurück, suchte Schutz hinter einem halb eingefallenen Mauervorsprung, während Elymur sich seitlich bewegte und bereits begannen, glühende Muster in die Luft zu zeichnen.

Der erste Skarnuch stürmte vor, seine Bewegungen so schnell, dass Lin kaum folgen konnte. Sareens Pfeil schoss wie ein lautloser Blitz durch die Luft, traf ihn in die Schulter, doch er taumelte nur, brüllte vor Wut und preschte weiter.

Moran stellte sich ihm entgegen, sein Schwert wirbelte, traf den Angreifer an der Seite, ein tiefes, nasses Geräusch zeigte an, dass die Wunde tief war, nur schien es dem Skarnuch nichts auszumachen und er schlug mit der Klaue nach Moran, der gerade noch ausweichen konnte. Die Klinge zischte erneut durch die Luft und trennte den Arm an der Schulter ab. Bloß röchelte der Feind nur, als hätte Schmerz keinen Platz in seinem Leben.

Der zweite Skarnuch nutzte die Ablenkung, kletterte über eine halb eingestürzte Mauer und stürzte sich auf Elymur. Der Neruli war vorbereitet und wich geschickt aus, legte die Hand auf die Erde und verzog angestrengt sein Gesicht. Der Boden wölbte sich, als ob etwas darunter leben würde, brach auf und der Angreifer wurde von einer Erdwelle erfasst, die ihn packte und gegen die Wand schleuderte, wo er krachend zusammenbrach.

Moran und der Skarnuch waren in einen erbitterten Kampf verwickelt. Sareen zielte mit gespanntem Bogen, doch sie konnte es nicht wagen, einen Pfeil abzuschießen. Die Gefahr, Moran zu treffen, war zu groß. Trotz, dass der Skarnuch nur noch einen Arm besaß und viel stinkendes, schwarzes Blut verlor, kämpfte er wie ein Berserker. Moran hatte Mühe, den schwarzen Magiebällen auszuweichen und geriet immer mehr ins Stolpern, bis er fiel und hart auf dem Rücken landete. Während Lin Moran nicht aus ihrem Blick ließ, feuerte sie innerlich ihre Magie an,

hervorzukommen, sich zu zeigen. Sosehr sie sich anstrengte, es wollte sich kein Fünkchen regen. Erst als Moran fiel und er in erster Gefahr war, spürte sie das warme Licht durch ihren Körper strömen. Lin stürmte aus ihrer Deckung, ihre Hände bereits von einem goldenen Licht erfüllt. Die Hitze, das Kribbeln, das Brodeln preschten durch ihr Innerstes und dann – ohne nachzudenken – streckte sie die Arme aus. Ein Stoß reiner Energie schoss aus ihren Fingern, ein unsichtbarer Sturm, der den Gegner erfasste, ihn mehrere Meter zurückschleuderte und gegen einen Mauervorsprung prallen ließ, wo er regungslos liegen blieb.

Für einen Moment war es still.

Lin schnappte nach Luft, ihre Brust hob und senkte sich schnell. Erleichterung durchströmte sie, dass ihre Magie reagiert hatte, nur wünschte sie sich, dass sie sich öfter darauf verlassen könnte.

»Beeindruckend.«, keuchte Elymur. »Aber noch ist es nicht vorbei, wir müssen so schnell...«

Ein Schrei riss durch die Luft.

Lin fuhr herum und sah Sareen, wie sie am Boden kniete. Ein dritter Skarnuch hatte sich unbemerkt angeschlichen und war nun über ihr, bereit zum tödlichen Schlag.

»Nein!« rief Lin und ihre Kraft explodierte erneut. Dieses Mal war es wie ein Schwall reiner Hitze, der aus ihr hervorbrach. Der Angreifer wurde in die Luft geschleudert, als wäre er von einem unsichtbaren Hammer getroffen worden. Sein Körper drehte sich, prallte gegen einen alten Schornstein, der unter dem Aufprall einstürzte und die Kreatur unter sich begrub.

Sareen hustete, rappelte sich auf, ihr Gesicht blass, aber ihre Augen brannten. »Ich schulde dir mein Leben«, sagte sie rau.

Lin kniete neben ihr und reichte ihr die Hand. »Bist du verletzt? Komm ich helf dir.«

Moran kam zu ihnen, an seiner Klinge tropfte dunkles Blut herab. »Wir müssen hier weg. Das war nur die Vorhut.«

Elymur nickte. »Sie werden wissen, wo wir sind.«

»Dann zum Fluss«, sagte Lin bestimmt. »Bevor es zu spät ist.«

»Da entlang«, sagte Moran und sein Blick war voller Schatten. »Seid gewarnt. Der Ysilor nimmt, was ihm in den Weg kommt.«

Sie zogen gemeinsam das Boot aus dem Gebäude, konnten aber keine Paddel finden. Daher brachen sie lange Bretter aus den heruntergekommenen Häusern.

Blutgier

Die Uferlinie rückte mit jedem Schritt näher und je näher sie dem Wasser kamen, desto schwerer wurde die Luft, als hätte der Fluss sie gewarnt, dass seine Mitte kein Ort für Sterbliche war. Die Bäume öffneten sich wie ein zeretzter Vorhang, der die Bühne für ein uraltes Schauspiel freigab, das längst vergessen war, doch nie endete. Zwischen knorrigen Wurzeln, angeschwemmten Kadavern von Tieren und bleichen Holzresten bahnten sie sich ihren Weg, mit dem Boot zwischen sich.

Elymur wandte sich immer wieder um. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, als er in die Ferne starrte, wo sich der Wald in trübem Dunst verlor. Für einen Moment glaubte er, einen Irrtum zu sehen, einen Schatten, der sich zu schnell bewegte, zu flach war, um ein Tier zu sein, zu dunkel, um von der Sonne geworfen zu werden. Dann erstarrte er. Am Horizont, dort, wo das Licht des Tages die Welt noch zu erreichen versuchte, wölbte sich eine schwarze Masse über die Hügelinie. Ein Schwarm aus Bewegung, Klauen, wilden Schreien und gezackten Silhouetten – die Skarnuch, schneller als erwartet, gehetzt von Blutgier, durch nichts mehr aufzuhalten als durch das, was sie eigens fürchteten.

»Sie kommen«. Seine Stimme schnitt durch die gespannte Stille wie eine Klinge durch Pergament, obwohl Elymur leise sprach.

Moran fluchte, seine Hand umklammerte das Boot, als könnte er es mit bloßer Willenskraft schneller ins Wasser treiben. »Los. Rein da. Wir haben keine Zeit mehr.«

Sie drängten sich hinein, Lin als Erste, ihre Hände zitterten, nicht vor Angst, sondern vor gespannter Kraft, die sie zu bändigen versuchte. Jetzt war ihre Macht ungebeten, brannte sich heiß in das Holz des Bootes. Schnell ließ sie es los und zum Glück fing es kein Feuer.

Elymur war dicht hinter ihr, gefolgt von Sareen, deren Bogen über den Rücken geschnallt war und die ein Brett an sich presste, das kaum als Paddel taugte. Moran stieß das Boot vom Ufer ab und sprang im letzten Moment hinein, gerade als das erste heisere Krächzen über die Wasserfläche hallte, ein Laut, der vom Hass sprach, nicht von Jagdinstinkt.

Das Boot kippte gefährlich zur Seite, als sie sich alle zugleich bewegten. Das morsche Holz ächzte unter ihrem Gewicht und drohte, sie im selben Moment zu verraten, in dem es ihnen Schutz bot. Dann begannen sie zu paddeln. Nicht im Takt, nicht mit Technik, nur mit purer Panik. Ihre Bretter schlugen ins Wasser, schoben sie ruckartig vorwärts,

während das Ufer sich entfernte und die erste Welle an Schreien über das Wasser rollte wie eine Vorhut aus Angst.

»Sie haben uns entdeckt«, rief Sareen. Ihre Stimme wurde vom Wind zerrissen, der über das Wasser raste wie ein Mahnmal aus einer anderen Zeit. »Sie kommen!«

Lin drehte den Kopf, sah das einzelne Skarnuch das Ufer erreicht hatten. Zwei wagten sich bereits ins Wasser, ihre Bewegungen unnatürlich geschmeidig, wie Raubkatzen mit zu langen Gliedmaßen, die ihre Krallen durch das Wasser zogen. Einer stieß einen Schrei aus, ein Ton, der Lin das Herz in der Brust zusammenzog, weil er nicht nur Schmerz versprach.

»Schneller!« schrie Moran. »Wir müssen tiefer in die Strömung, sie sind nicht dumm genug, uns dort zu folgen.«

»Was, wenn sie es sind?« fragte Elymur. Seine Stimme war rau vor Anstrengung, sein Gesicht verzogen. »Was, wenn sie so dumm sind?«

»Dann werden sie sterben«, knurrte Moran.

Das Boot wurde von der Strömung erfasst, drehte sich leicht, ein knarrendes Geräusch fuhr durch das Holz, als ein untergetauchter Baumstamm gegen den Rumpf schlug. Sie paddelten weiter. Unnachgiebig, jeder Muskel brannte, jeder Atemzug schmeckte nach Angst, nach Fäulnis, nach dem uralten Atem des Flusses.

Lin hatte es zuerst gespürt, nicht gehört, nicht gesehen, eher gefühlt. Eine Bewegung tief unter ihnen, ein Laut, der nicht in der Luft lag, sondern in ihren Knochen vibrierte. Ihre Augen weiteten sich, sie klammerte sich haltsuchend am Rand des Bootes, als plötzlich ein Schatten unter ihnen erschien. Riesig. Lautlos und viel zu schnell.

»Da ist etwas!« keuchte sie. »Unter uns!«

Elymur folgte ihrem Blick und sah ebenfalls den gewaltigen Schatten, der sich unter dem Boot bewegte wie ein schwarzer Gedanke, der zu lang im Wasser geschlummert hatte. Dann begann das Boot zu kreisen, erst langsam, dann immer schneller durch den Strom, der sich zu einem Wirbel formte, zu einem kreisenden Tod.

»Schneller paddeln!« brüllte Moran. »Wir müssen es hier rausschaffen!«

Sie versuchten es. Oh Götter, sie versuchten es. Es war, als würde der Fluss sie mit voller Macht verschlingen wollen, als hätte er auf sie gewartet, um sie mit seinem nassen Schlund zu begrüßen. Das Boot neigte sich, wurde nach innen in den Strudel gezogen. Wasser spritzte hoch, dunkle Gischt, in der etwas zu lauern schien. Der Strudel hatte ein Ende, einen dunklen, gähnenden Schlund, aus dem zwei phosphoreszierende Augen auftauchten, die niemandem galten und

trotzdem jeden durchbohrten.

»Thalgrot«, flüsterte Elymur mit weit aufgerissenen Augen. »Die Legende ist wahr.«

Der Schatten unter dem Boot erhob sich, eine gewaltige Masse aus Schuppen, Tentakeln und ein riesiges Maul oder ein Abgrund in etwas weitaus Schlimmeres. Sein Schwanz zuckte, holte zum Schlag aus und zerstörte das Boot mit einem Schlag.

Holz krachte, Wasser schlug über ihnen zusammen, ein Schrei wurde verschluckt, als Sareen zur Seite gerissen wurde, ihr Bogen verschwand im dunklen Wasser. Moran wurde nach hinten geschleudert, Elymur tauchte unter, seine Arme ruderten panisch. Lin spürte nur, wie ihr Körper in die Tiefe gezogen wurde, ihre Hände tasteten ins Leere, ihre Beine schlugen wild, aber sie verlor jede Orientierung.

Kälte schlug gegen sie wie ein lebendiges Wesen, Wasser drang in ihre Nase, in ihren Mund, brannte in ihrer Kehle. Ihre Augen öffneten sich unter Wasser und sahen nur Dunkelheit, durchbrochen von einem türkisfarbenden Leuchten, das sich in der Tiefe sammelte.

Sie versuchte zu schreien, das Wasser drang in ihren Mund und nahm ihr die Stimme. Ihre Lunge brannte, ihre Glieder wurden schwer. Dann riss ein Sog sie weiter nach unten, ihr Körper wurde herumgewirbelt wie ein Blatt im Sturm. Ihre Hand griff nach etwas, nach allem, nach einem Arm, nach Holz, nach Hoffnung, doch da war nur eiskaltes Wasser.

Panik breitete sich in ihr aus wie eine zweite Haut. Sie durfte hier nicht sterben. Nicht jetzt. Nicht bevor sie ihren Bruder und die Kinder gefunden hatte. Nicht bevor sie wusste, wer sie selbst wirklich war. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, ihre Augen brannten vor Tränen und Wut. Irgendwo über ihr war die Oberfläche, das Licht, die Luft, vielleicht ihre Freunde.

In ihrem Innersten sammelte sich etwas, nicht Licht, nicht Wärme, sondern reine, ungefilterte Energie, wild und ungestüm wie das Flusswesen in seiner massiven Form. Sie sandte es aus, nicht mit Worten und nicht mit Gedanken. Es brach mit einem stummen, brennenden Schrei aus ihr heraus, der durch das Wasser raste, wie ein Blitzschlag unter der Oberfläche. Dann trat Stille ein.

Kraft

Etwas in ihr hatte sich gelöst, entfesselt wie ein Sturm, der zu lange in dunklen Hallen eingeschlossen war, bereit, alles zu zerschlagen, was es aufzuhalten versuchte. Die Energie, die sie aus ihrem Wesen entließ, war keine gezielte Magie, kein geübter Zauber, sondern ein Aufbäumen gegen den sicheren Tod, ein Akt reiner Verzweiflung und wilder Entschlossenheit. Das Wasser begann sich um sie herum zu bewegen, als würden sie die Kraft spüren, die sich durch Lin drängte wie eine uralte Welle, die sich nicht länger zurückhalten ließ und durch das Wasser schoss. Der Sog, der sie eben noch erbarmungslos in die Tiefe gezogen hatte, brach für einen Moment zusammen, als hätte das Wesen im Abgrund sich zurückgezogen, überrascht oder vielleicht verletzt von der Kraft, die sich ihm plötzlich entgegenstellte.

Blasen entstanden um sie herum, raubten ihr die Sicht, doch trieben sie Lin auch Richtung Oberfläche.

Immer schneller schwamm sie, zerteilte das Wasser mit eiserner Entschlossenheit. Ihre Lunge schrie nach Luft, ihr Herz schlug gegen ihren Brustkorb wie ein verzweifelter Gefangener, der um seine Freilassung bettelte.

Dann durchbrach ihr Kopf die Wasseroberfläche und sie schnappte gierig nach Luft, hustend, würgend, zitternd. Ihre Glieder fühlten sich an wie Blei, trotzdem bewegte sie sich, mühsam, instinktiv, ihr Wille hielt sie über Wasser, während das Ufer in greifbare Nähe rückte. Mit letzter Kraft schwamm sie zur Seite, griff nach einem der Äste, die aus dem Wasser ragten, umgriff die schleimige Rinde und zog sich daran hoch, halb schwimmend, halb kriechend, bis sie schließlich das schlammige Ufer erreichte.

Der Boden unter ihr war weich und kalt, gesättigt vom Wasser des Flusses, modrig und von Insekten belebt. Sie warf sich keuchend auf die Seite, ihr ganzer Körper bebte, als ihre Nägel sich in das Moos krallten, das zwischen den Steinen wuchs, als müsste sie sich an der Welt festhalten, um nicht wieder verschlungen zu werden. Minuten vergingen und erst durch das Kreischen der Skarnuch, schaffte sie es, sich aufzurichten. Am anderen Ufer liefen die Skarnuch wild hin und her, manche wateten ins Wasser, trauten sich aber nicht weiter rein. Was immer das für ein Monster in der dunklen Tiefe des Wassers war, es hielt die Skarnuch davon ab, ihnen weiter zu folgen und dafür war Link dankbar.

Ihr Blick schweifte rechts und links am Ufer entlang, suchte verzweifelt

nach Bewegung, nach Farbe, nach einem Laut, der nicht vom Wind oder von den Skarnuch stammte. Doch da war nichts. Kein Moran. Kein Elymur. Keine Sareen.

»Nein.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch, ein verlorenes Echo. »Bitte nicht.«

Lin stand auf und stolperte erst einige Schritte in die eine, dann in die andere Richtung. Der Fluss strömte neben ihr wie ein grausamer Zeuge dahin, ruhig, träge, als sei nichts geschehen. Ihr Blick wanderte über die Wasserfläche, in der Hoffnung, dass ein Stück Holz, ein Kleidungsstück, ein Zeichen auftauchte, das ihr verriet, dass sie nicht allein war. Bis auf die Horde Skarnuch, die nach ihr geiferte.

»Moran!«, rief sie, erst leise, dann lauter. »Elymur! Sareen!«

Nichts antwortete ihr außer dem endlosen Rauschen des Flusses. Ihre Schritte wurden schneller, unbeholfener, immer wieder stolperte sie, fiel, stand wieder auf, ihre Knie zitterten und waren blutig vom scharfkantigen Treibholz. Dann, endlich, ein Geräusch. Weiter flussabwärts, hinter einer Biegung, hörte sie ein kehliges Husten, schwer, schmerzhaft, als würde jemand versuchen, das Wasser aus der Lunge zu pressen.

Sie rannte los, ihr Atem ging stoßweise. Hinter einem Felsvorsprung, halb im Wasser, halb auf dem Land, lag ein Körper, schwer atmend, erschöpft, lebendig. Moran. Er war auf den Bauch gedreht, seine Haare klebten an der Stirn, sein Umhang war zerfetzt, seine Finger gruben sich in den Sand, als wolle er sich mit der Erde verbinden, um nicht wieder in die Fluten gezogen zu werden.

»Moran!« rief Lin, warf sich neben ihn in den Dreck, drehte ihn vorsichtig auf den Rücken, ihre Hände zitterten. Prüfend beobachtete sie sein Gesicht, achtete auf jedes Zucken. Er öffnete die Augen, langsam, mühsam, ein Schatten zog durch seinen Blick, dann erkannte er sie und ein gequältes Lächeln legte sich auf seine Lippen.

»Ich habe gedacht, du bist...«

»Ich auch«, flüsterte Lin, während ihre Hand über seinen Arm strich, nicht nur um ihn zu beruhigen, auch um sich zu vergewissern, dass er real war.

»Die anderen?« fragte er mit rauer Stimme, richtete sich langsam auf, trotz der Schmerzen, die sich in seinen Bewegungen widerspiegelten.

Lin schüttelte den Kopf. »Ich habe sie nicht gesehen. Noch nicht. Aber wir finden sie.«

Gemeinsam standen sie auf, taumelnd, einander stützend. Das Ufer wurde flacher, gesäumt von Schilf, das in der Brise raschelte, wie eine Vorahnung auf das, was noch kam. Sie durchkämmten die Böschung,

riefen, suchten, tasteten sich durch das Gestrüpp, bis sie eine Bewegung sahen, einen Schatten, der sich neben einem umgestürzten Baum regte. Sareen, sie lag auf der Seite, ihre Hände umklammerten ihren Oberschenkel, ihr Atem war flach, aber gleichmäßig. Blut lief aus einer Wunde über ihre Finger, doch ihre Augen öffneten sich, als sie sich näherten.

»Ihr lebt«, murmelte sie, ihre Stimme durchdrungen von Erleichterung und Schmerzen.

»Du auch«, antwortete Moran, während sie ihr halfen, sich aufzusetzen.

»Elymur?« fragte Lin sofort.

Sareen schüttelte den Kopf.

»Nicht gesehen.«, presste sie hervor. »Ich... ich bin allein gestrandet. Er muss noch irgendwo da draußen sein.«

Ein kalter Stich fuhr Lin durch die Brust. Elymur. Der Waldläufer, der sich mit Mut und Klarheit gegen die Skarnuch gestellt hatte. Er durfte nicht in den Fluten untergegangen sein, durfte nicht in den Schlund des Thalgot geraten sein. Nicht er und nicht jetzt.

»Dann suchen wir weiter«, sagte sie mit fester Stimme, auch wenn ihre Knie weich wurden bei jedem Schritt, den sie dem Wasser erneut näherkam.

Der Fluss rauschte gleichgültig weiter. Weniger gleichgültig grollten wütend die Skarnuch auf der anderen Seite. Lin schwor, dass sie dieses Ufer nicht verlassen würde, bis sie auch Elymur gefunden hatte. Lebendig.

»Wir müssen hier weg, bevor die Skarnuch sich rübertrauen«, sagte Moran ruhig, seine Stimme so tief, dass sie kaum das Pochen in Lins Schläfen durchdrang.

»Wir müssen erst Elymur finden«, sagte sie, mehr zu sich selbst. Ihr Blick suchte weiter die Wasserlinie ab, unentwegt, in der Hoffnung, dass ein Fleck, ein Geräusch, ein Lebenszeichen auftauchte.

Elymur blieb verschwunden, als hätte ihn das Wasser nicht nur verschluckt, sondern gelöscht.

»Er ist nicht tot«, sagte sie dann schärfer, wandte sich zu Moran, dessen Blick nun ebenfalls das andere Ufer fixierte. »Er ist nicht tot. Er hat Magie, er kann sich schützen, er wird nicht einfach ertrinken.«

»Vielleicht nicht«, antwortete Moran, der die Arme verschränkt hielt und dessen Schultern vor Anspannung hart wie Stein wirkten. »Aber selbst, wenn er nicht ertrunken ist, ist er jetzt allein. Wenn die Skarnuch unser Ufer erreichen, sind wir alle tot.«

Lin trat einen Schritt näher an das Wasser, als könnte sie mit bloßem

Willen Elymur zurückholen. Ihr Körper war noch feucht vom Kampf gegen die Fluten, ihre Haare klebten an den Wangen, der Boden sog sich mit jedem Schritt tiefer um ihre Stiefel. Es war, als wollte der Fluss sie zurückholen in seine kalten Tiefen.

»Wir können ihn nicht einfach zurücklassen.« Ihre Stimme bebte.
»Wir müssen irgendetwas tun.«

Moran schwieg einen Moment und für einen kurzen Augenblick lag da etwas in seinen Augen, das zwischen Mitgefühl und etwas anderem schwankte, etwas, das zu schnell wieder verschwand, um es greifen zu können.

»Du weißt, was passiert, wenn wir zu lange hierbleiben«, sagte er sanft, fast bedauernd.

»Noch ein paar Minuten, dann wagen sich die ersten ins Wasser. Vielleicht schwimmen sie. Wenn wir jetzt nicht aufbrechen, dann hat keiner von uns die Chance, Elymur je wiederzufinden. Weil dann keiner von uns mehr lebt.«

Ein kalter Stich durchbohrte Lin, ein Messer, das durch ihre Entschlossenheit schnitt. Sie wandte sich ab, trat einige Schritte den Pfad entlang, wo sich das Ufer allmählich verfestigte und von schmalen, dornigen Büschen gesäumt war, aus denen sich einzelne schwarze Krähen erhoben, als wäre ihr Schmerz ein Laut, der sogar die Tiere störte.

»Wir müssen weg von hier«, wiederholte er knapp. »Die ersten sind im Wasser. Sie testen es, bis sie es wagen. Vielleicht haben wir nur noch Minuten.«

Sareen legte einen Arm um Lins Schulter. »Wir gehen Flussabwärts und wir können weiter nach ihm Ausschau halten.«

Lin lächelte sie dankbar an. »Er wird zurückkommen.« Sie klammerte sich an diese Hoffnung, die nicht mehr war als ein Fetzen Stoff im Sturm.

Sie gingen gemeinsam am Ufer entlang, das rauschende Wasser neben sich und am anderen Ufer die Skarnuch, die ihnen unerbittlich folgten. Unentwegt suchte sie nach Elymur, nur es gab keinen Hinweis auf eine Spur von ihm.

Der Pfad wurde schmaler und führte in einen düsteren Abschnitt des Waldes, wo das Licht kaum durch das dichte Blätterdach drang. Zwischen den knorrigen Bäumen hingen Spinnennetze, die wie silberne Schleier in der Luft zitterten.

»Wie ist der Plan?«, fragte Sareen keuchend, als sie sich auf einen gefallenen Baum setzte, um Luft zu holen.

»Wir müssen einen sicheren Ort finden, irgendwo, wo wir uns verstecken können, bis wir wissen, was aus Elymur wurde«, sagte Lin,

während sie sich umsah, jede Bewegung im Gebüsch registrierend.

»Oder wir gehen weiter zum Nebelbruch«, warf Moran ein, ruhig, aber bestimmt. »Wir verlieren Zeit, kostbare Zeit. Wenn er es überlebt hat, kennt er unser Ziel. Er würde uns dorthin folgen.«

»Du willst ihn einfach zurücklassen«, fuhr Lin ihn an, ihre Stimme schärfer, als sie beabsichtigt hatte.

»Ich will dich nicht verlieren«, antwortete Moran entschlossen. »Elymur würde nicht wollen, dass du dich opferst. Nicht, wenn du eine Chance hast, deinen Bruder zu finden und uns alle zu retten.«

Die Worte trafen sie wie ein Schlag. Die Kinder. Ihr Bruder. Der Schlund von Elluin. Der Ursprung all dessen und sie sollte der Schlüssel für all das sein.

Laut seufzte sie. Schwer lag die Verantwortung auf ihren Schultern.

Ja, sie hatte Magie, aber sie konnte sie nicht richtig einsetzen.

Wie sollte sie irgendjemanden retten?

»Dann gehen wir.« Tränen brannten hinter ihren Augenlidern, doch sie blinzelte sie fort. »Aber wenn es einen Hinweis gibt, wenn irgendein Zeichen auftaucht, dann suchen wir nach Elymur. Versprochen?«

Moran nickte und obwohl sein Blick sie nicht ganz traf, lag darin für einen Moment so etwas wie Zustimmung.

Sie half Sareen erneut auf, die auf die Zähne biss, aber tapfer mitging. Der Wald verschluckte ihre Schritte und hinter ihnen tobte der Fluss Ysilor weiter, während auf der anderen Seite die Skarnuch begannen, das Wasser zu durchqueren.